

DOKUMENTATION
BACHELORARBEIT

ICH SEI ICH

PAUL HERBERG

Dokumentation *Ich sei Ich*
Bachelorarbeit

Vorgelegt von:
Paul Herberg
Matrikelnummer 3295690

Vaalser Straße 154
52074 Aachen

Bei den Prüfenden:
Prof. Dipl.-Des. Lorenz Gaiser
Matthias Brandl M.A.

Fachhochschule Aachen
Kommunikationsdesign

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung 2

Motivation und Zielsetzung 6

Vorangegangene Arbeiten 12

Geschichte des Selbstportraits und Inspiration 22

Umsetzung 38

- Allgemein 40
- Zusammenfassung des Inhalts 42
- Aufbau der fotografischen Serie 56
- Bildaufbau und Bearbeitung 62
- Vor und hinter der Kamera gleichzeitig 68
- Buchgestaltung 76
- Ausstellung 86

Fazit 90

Anhang 96

- Literaturverzeichnis 98
- Eidesstattliche Erklärung 104

EINLEITUNG

EINLEITUNG

In meiner Bachelorarbeit beschäftige ich mich mit einer abstrakten Thematik. Das Ich steht für mich selbst – Paul Herberg. Ein abstrakteres Thema bevorzugte ich, weil es mir einen großen Handlungsspielraum offenließ, indem ich meinen eigenen Weg suchen konnte. Außerdem war es mir wichtig, dass es einen persönlichen Bezug zu mir gibt. Ich habe nämlich das Gefühl, dass es mir nur dann möglich ist, mich in vollem Umfang in das Vorhaben einzubringen und einzufühlen.

Da ich bereits andere Projekte umsetzte, die für queere Emanzipation einstehen, kam mir der Gedanke meinen eigenen Entwicklungsprozess mit Konzentration auf meine Homosexualität zu thematisieren. Ich empfinde die vier Jahre, die ich nun insgesamt hier an der FH Aachen studierte, als besonders wichtig für diese Entwicklung. Allgemein gesagt gelang es mir in dieser Zeit wieder mehr zu mir zu finden und mein Selbstvertrauen zu stärken. Meine Absicht war diese Abschlussarbeit als ein Zwischenfazit für diese Identitätsentwicklung zu erstellen.



MOTIVATIONSZIELSETZUNG



MOTIVATION UND ZIELSETZUNG

Wie bereits in der Einleitung angeklungen ist, nutze ich meine Bachelorarbeit, um meine Identität weiter zu klären und zu definieren. Dies erfolgt, indem ich verschiedene Abschnitte meiner Entwicklung aufarbeite und reflektiere. Außerdem wird überlegt, wie in Zukunft noch mehr zu sich gefunden werden kann. Der Schwerpunkt liegt auf meiner sexuellen Identität. Der Begriff *sexuelle Identität* macht deutlich, dass es sich bei Sexualität um einen Bestandteil des Selbstverständnisses einer Person handelt. Sie kann als das zusammengesetzte Bild aus biologischem, psychologischem und sozialem Geschlecht, sowie der sexuellen Orientierung gesehen werden.

Biologisch war ich immer schon männlich und identifizierte mich immer schon damit. Meine Konzentration liegt deshalb auf meiner sexuellen Orientierung. Ich lebe mittlerweile offen als homosexueller Mensch. Meine Homosexualität, wie jetzt in diesen Zeilen offen zu bekunden, fiel mir besonders in meiner Jugend schwer. Ich befand mich in einem Zwiespalt, meine Interessen verfolgen zu wollen und der Angst, mich preiszugeben. Es war die Angst, zurückgewiesen zu werden und Familie und Freunde zu enttäuschen. Die Folgen dieser Angst waren ein jahrelanges Verstecken und Unsicherheiten in Bezug auf mein eigenes Selbst. Zum Glück erkannte ich, dass das Ignorieren die Tatsachen nicht ändert und mir schlussendlich nur schadet.

In Deutschland genießen homosexuelle Personen seit mittlerweile 30 Jahren dieselben Rechte wie heterosexuelle und das ist weltweit betrachtet leider immer noch keine Selbstverständlichkeit. Gesellschaftlich und institutionell herrscht aber auch bei uns noch ein starker und konstanter Heterosexismus. Darunter ist ein Denk- und Verhaltenssystem zu verstehen, das Heterosexualität gegenüber anderen Formen sexueller Orientierung als Überlegen ansieht. In dieser unreflektierten

Umgangsform wachsen fast alle Menschen von frühster Kindheit an auf. Es ist schwierig und fiel auch mir nicht leicht, sich dieser Überhöhung von heterosexuellen Werten zu entziehen. Die Folge war bei mir, wie bei vielen anderen, ein Gefühl von Minderwertigkeit. Es ist ein langer Prozess, wieder zu Selbstbewusstsein und Selbstliebe zu finden.

Trotz des langen bevorstehenden Weges sollte dieser eingeschlagen und weitergegangen werden. Das Ziel für meine Arbeit war deshalb, auf diesem Weg des Selbstfindungsprozesses voranzuschreiten und mich intensiv mit diesem und meiner Vergangenheit zu beschäftigen. Das Endergebnis meiner persönlichen Reise soll andere, die sich momentan vielleicht in einer ähnlichen Phase befinden oder in der ich mich in früheren Jahren befand, inspirieren und weiterhelfen. Es soll als ein Beispiel für homosexuelle Selbstfindung und Identitätsentwicklung dienen. Außerdem empfinde ich es als wichtig für eine sexuelle Minderheit, Sichtbarkeit zu zeigen.





VORANGEGANGENE ARBEITEN



VORANGEGANGENE ARBEITEN

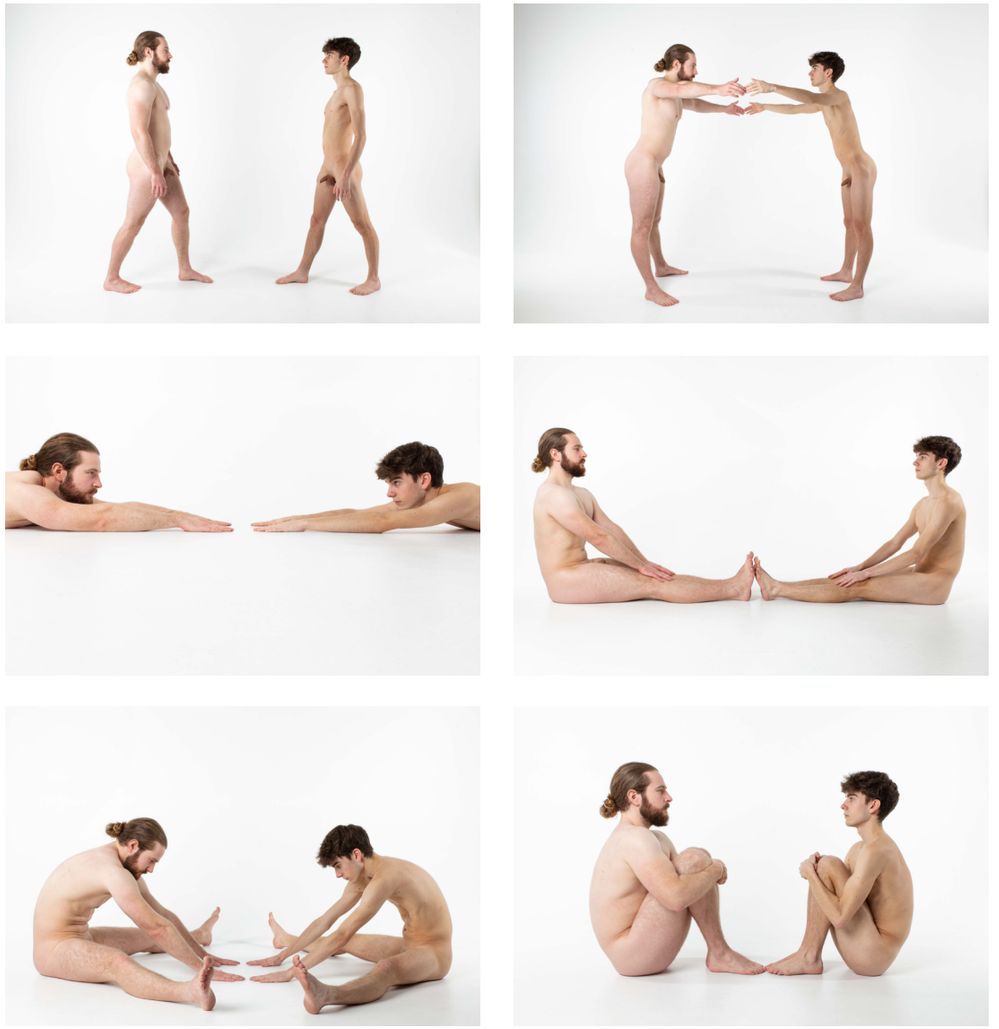
Wie bereits erwähnt beschäftigte ich mich bereits in anderen fotografischen Serien mit Homosexualität. Während der Zeit des Studiums zunächst im dritten Semester. In dieser Zeit entstand meine Serie *Aristophanes Ball*. Die Fotoserie beruht auf dem Gleichnis der Kugelmenschen des Komödiendichters Aristophanes, welches in Platons *Gastmahl* niedergeschrieben ist. Laut dieses Gleichnisses waren wir Menschen früher von kugelrunder Gestalt, mit vier Armen und Beinen und einem Kopf mit zwei Gesichtern. Vorstellbar wie zwei heutige Menschen, die am Rücken und Hals zusammengewachsen sind. Die sogenannten Kugelmenschen hatten nämlich auch zwei Geschlechtsteile und das ermöglichte ein weiteres Geschlecht – männlich-weiblich. In der alten Zeit gab es also drei Geschlechter, die die Gemeinsamkeiten teilten, äußerst stark und selbstbewusst zu sein. Die Kugelmenschen fühlten sich sogar so stark, dass sie meinten, sie könnten sich mit den Göttern anlegen und den Himmel erobern.

Zeus befahl daraufhin, jeden Einzelnen in zwei Teile zu schneiden, um sie dadurch zu schwächen. Des Weiteren ließ er das Gesicht und die Hälfte des Halses zur Schnittfläche drehen, um die Menschen ständig an deren Teilung zu erinnern. Den Rest ließ Zeus heilen. Dadurch sahen die Menschen nun fast so aus, wie wir heute, mit einem großen Unterschied: Die Geschlechtsteile befanden sich auf der Rückseite. Nach der Teilung sehnte sich jede Hälfte nach der ihr zugehörigen anderen und versuchte, mit dieser wieder zusammenzukommen. Die Hälften umschlangen sich und hofften, wieder zusammenzuwachsen, was dann oft im Tod endete, weil sie vergaßen zu essen oder sonstige Dinge zu tun. Zeus bekam Mitleid und schaffte einen Ausweg, indem er die Geschlechtsteile ebenfalls auf die Vorderseite setzte und somit unser jetziges menschliches Erscheinungsbild schuf. Nun ist für die Menschen die Zeugung neuen Lebens durch das Männliche im Weiblichen

möglich und wenn zwei gleiche Geschlechter wieder zusammenkommen möchten, kann eine Befriedigung stattfinden, damit sie danach wieder ihrem alltäglichen Leben nachgehen können. Meine Bildserie bezieht sich vor allem auf den letzten Teil des Gleichnisses. Ich stelle das Verlangen der zwei Menschen in einem gewissen Maß theatralisch dar, um die Dramatik, die in dem Text steckt, zu verdeutlichen.

Als Kontrast zu dem erotischen Verlangen, das Aristophanes in seinem Gleichnis beschreibt, befinden sich die Personen in einer symmetrischen Positionierung. Zudem haben die Fotografien ein allgemein sehr helles Erscheinungsbild. Die Fotos sollen ein gewisses Maß an Neutralität enthalten, weil durch das Gleichnis die Erotik eine nachvollziehbare Erklärung bekommt. Mir gefällt es vor allem, weil darin Homosexualität mit Heterosexualität gleichgestellt und legitimiert wird. Deshalb ist es mir auch wichtig, ein Paar des äußerlich gleichen Geschlechts zu zeigen. An die formale Umsetzung dieser Serie erinnerte ich mich auch zurück. Denn diese Fotoserie lässt sich insgesamt ebenfalls als Sequenz ansehen. Sie sollen wie Bilder eines Stop-Motion-Films sein, der eine Art Tanz zeigt. Da es bei der Serie *Ich sei Ich* nicht um eine Geschichte mit einem festen Anfangspunkt und einem Ende handelt, sondern mehr um einzelne Stadien von Persönlichkeitseigenschaften und meiner Identität, wurde mir bewusst, dass ich sie in mehreren Sequenzen umsetzen muss. Die einzelnen Sequenzen und Bilder sollen dann ein Gesamteindruck ergeben.

Eine andere meiner vorherigen Fotoserien, die sich auf Homosexualität bezieht, trägt den Titel *Gai Fatale*. Sie entstand im Sommer 2023, während meiner Praktikumszeit in Berlin. Diese Fotoserie basiert auf dem Phänomen der *Femme Fatale*. Das Phänomen beschreibt eine attraktive, erotisch-verführerische Frau, die Männer in Gefahr bringen und ins Unglück stürzen kann. Sie war ein populäres Motiv in der Kunst, vor allem Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein



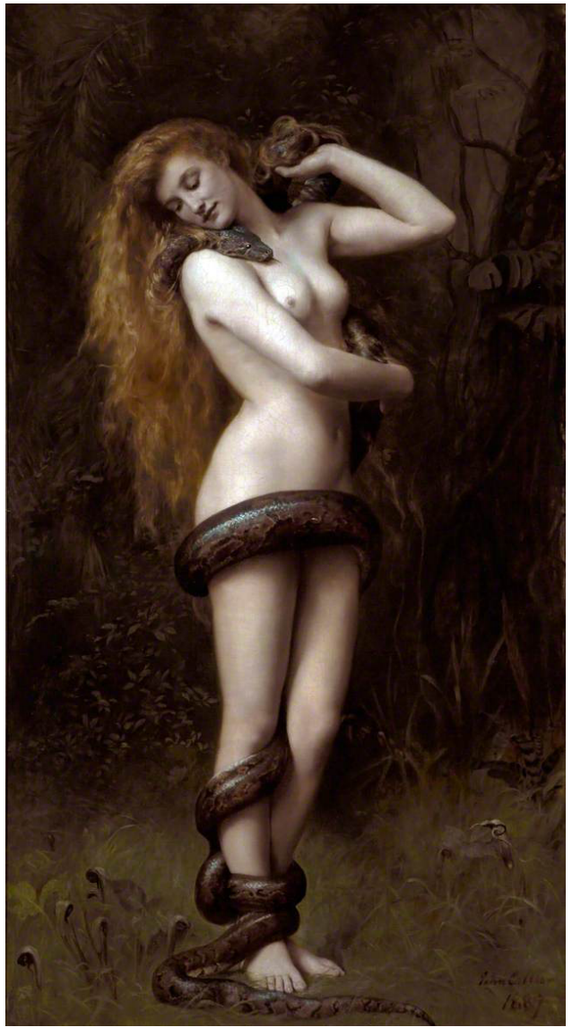
Paul Herberg, 2022. *Aristophanes Ball*

typisches Werk ist zum Beispiel das Gemälde *Lilith* von John Collier aus dem Jahr 1889. In diesem Werk wird der weibliche Körper übertrieben sexualisiert und die weibliche Sexualität dämonisiert und als Gefahr dargestellt. Diese Dämonisierung übertrug ich auf schwul empfindende Personen. Homophobie ist nämlich in vielen grundsätzlich zentralen Punkten mit anderen gesellschaftlich verankerten Problemen, wie eben Sexismus, vergleichbar.

Laut des Psychotherapeuten Dr. phil. Kurt Wiesendanger handelt es sich aus tiefenpsychologischer Sicht bei beidem um eine unbewusste Angst vor Infragestellung der eigenen Identität. Hintergründig hat diese Angst nichts mit den angegriffenen Individuen oder Gruppen zu tun. Sie zeigt mehr die Unsicherheiten der Aggressoren selbst auf. Bei der Geschlechtsrollenidentität, deren Abwehrform Sexismus ist und der sexuellen Identität, deren Abwehrform Homophobie ist, handelt es sich um grundlegende Formen des menschlichen Daseins. Werden diese nun infrage gestellt, kann es zu aggressiven Projektionen gegen die vermeintlichen Verursacher wie Frauen oder Schwule kommen. Es entsteht Hass, was also ein Ausdruck von uneingestandener und abgespaltener Angst ist.[1]

1 vgl. Wiesendanger S. 26f

In meiner fotografischen Serie verfolgte ich die Absicht, die Inszenierung so zu übertreiben, dass diese konstruierte Gefahr entlarvt werden kann. Also eine ironisch gemeinte Anspielung auf die Gefahr, die angeblich von schwulen Menschen ausgeht. Mit der aktuellen Serie *Ich sei Ich* hat diese nun gemeinsam, dass ich mit beiden meine eigene sexuelle Identität weiter aufklären und vor allem, dass ich die Betrachtenden auf die Thematik aufmerksam machen möchte. Allgemein haben alle drei Serien gemeinsam, dass sie Aktdarstellungen zeigen. Ich sehe im Körper eines Menschen eine in sich vollendete Komposition. Diese Komposition fasziniert mich und sieht auch nicht immer gleich aus, sondern kann je nach Inszenierung anders wirken.



John Collier, 1889. *Lilith*



Paul Herberg, 2023. *Gai Fatale*







GESCHICHTE INSPIRATION



GESCHICHTE DES SELBSTPORTRAITS UND INSPIRATION

Das Selbstportrait ist vermutlich älter, als man zunächst denkt. Die Menschen möchten sich und andere von der eigenen Existenz jedoch schon sehr lange vergewissern. In steinzeitlichen Höhlen wurden Handabdrücke gefunden, was als erste Darstellungen des eigenen Ichs gezählt werden kann. Was für mich bisher als Beginn des Selbstporträts galt, lässt sich als erste Blütezeit des Selbstportraits in der Kunstgeschichte ansehen. Ich spreche von der Renaissance. Sie begann um das Jahr 1400 und dauerte fast zwei Jahrhunderte an.

Zunächst bildeten sich Künstlerinnen und Künstler in großen Gemälden zwischen anderen dargestellten Personen ab. Sie selbst sind in diesen Fällen nicht das inhaltliche Thema. Im Gegenteil: Meistens sind sie eher im Bild versteckt. Ein Beispiel ist das Fresko *Zug der heiligen drei Könige* von Benozzo Gozzoli. Der eigentliche Inhalt der Wandmalerei erschließt sich durch den Titel. Diese heiligen drei Könige werden auf dem Fresko von vielen Personen begleitet. Mitten in einer Menschenmenge am rechten Bildrand schaut ein Mann als Einziger den Betrachter direkt an. Ein klares Indiz, dass es sich hierbei um den Künstler selbst handelt. Dieser direkte Blick gilt nämlich als Zeichen der Mittlerrolle des Künstlers. Mit der sogenannten *Künstlerkappe,* die er trägt und dessen Namenszug darauf, kann in diesem Fall sicher davon ausgegangen werden, dass es sich um ein Selbstportrait von Gozzoli handelt. Bei anderen Werken können nur Vermutungen darüber geäußert werden.

Mit der Tafelmalerei entstehen dann auch autonome Selbstportraits. Ein weltberühmtes Beispiel ist das Selbstportrait des Malers Albrecht Dürer von 1500. Zu seiner Zeit ist der Status von Künstlern ungefähr mit dem von Handwerkern gleichzusetzen. Er und andere Künstler jener Zeit wollten jedoch, dass der für das damalige Verständnis neue, moderne Künstler als genial und erfindungsreich gilt. Sein *Selbstbildnis* ist

eines der besten Beispiele für diesen Findungsprozess. Er trägt einen Marderpelz, was damals obersten Schichten vorbehalten und ihm damit eigentlich verwehrt war. Es kann als Ausdruck seiner Aufstiegsabsichten verstanden werden. Auch die allgemeine Darstellungsform ist unüblich für die Zeit. Er präsentiert sich nämlich frontal, was es bis dato hauptsächlich bei Christusdarstellungen gab. Auch die schulterlangen Haare mit Mittelscheitel können als beabsichtigte Parallele zur Gestalt Christi gesehen werden.

Im Laufe der Kunstgeschichte folgten dann noch viele weitere bedeutende Selbstportraits. Unter anderen die vielen Selbstportraits von Vincent Van Gogh. Innerhalb von zehn Jahren fertigte der niederländische Maler 43 Selbstportraits an. Eines der bekanntesten ist sicherlich jenes aus dem Jahr 1889, in dem ein Verband um seinen Kopf und über sein Ohr erkennbar ist. Es entstand nach den tragischen Ereignissen in Arles im Winter 1888. Nachdem er sich in einem Bordell für eine Prostituierte als Reliquie ein Ohr abschnitt, wurde bei ihm eine Alkoholkrise zusammen mit schizophrener Selbstverstümmelung diagnostiziert. Nach seiner Genesung realisierte er das Werk, jedoch scheint er vom Leben gezeichnet. Er wirkt nämlich abgemagert und blass. Ein Jahr später, im Jahr 1890, starb Van Gogh.

Im 20. Jahrhundert entstehen die Selbstportraits von Frida Kahlo, die als besonders autobiografisch gelten. Ein Beispiel ist aus dem Jahr 1940. Das Bild entstand nach der Trennung von ihrem Seelenverwandten Diego Rivera. Bei diesem Selbstbildnis sind ihre prachtvollen Haare kurz geschnitten und die abgeschnittenen langen Haare liegen um sie herum verteilt. Sie trägt auch nicht die traditionell und festlich wirkende Kleidung, wie bei vielen anderen ihrer Selbstportraits. Sie trägt einen dunklen, viel zu groß wirkenden Anzug. Mitten in einem leeren, undefinierten Raum sitzt sie so auf einem Stuhl und hält noch die Schere in ihrer Hand. Insgesamt eine eher traurige Stimmung, die die



Benozzo Gozzoli, 1450. *Zug der Heiligen Drei Könige*



Benozzo Gozzoli, 1450. *Zug der Heiligen Drei Könige* (Ausschnitt)

Situation vermittelt. Ihr Gesichtsausdruck passt jedoch nicht dazu. Dieser ist eher stolz. Mit der Kombination aus der Schande der Trennung, der Demütigung durch die abgeschnittenen Haare im Bild und ihrem stolzen Blick in jenem Gemälde möchte Kahlo vermutlich vermitteln, dass zu neuem Selbstbewusstsein zurückgefunden werden muss, um dadurch die verlorene Würde zurückzugewinnen.

Eines der ersten bekannten fotografischen Selbstportraits entstand gut 100 Jahre vorher im Jahr 1839. Es stammt von Robert Cornelius. Ein Jahr später erstellt Hippolyte Bayard die erste inszenierte Selbstdarstellung. Auf einem direkt belichteten Positivpapier zeigt er sich als Ertrunkener. Mit diesem Positivpapierverfahren, das er selbst erfand, bekam er zunächst leider nicht die gleiche Aufmerksamkeit und Anerkennung wie Louis Jacques Mandé Daguerre mit seiner Daguerreotypie. Aus Frust darüber versah Bayard seine Inszenierung als Ertrunkener auf der Rückseite mit einer ebenso ausgedachten Erläuterung: *Der Leichnam, den Sie hier sehen, ist der des Herrn Bayard, des Erfinders des Verfahrens, das man Ihnen vorgeführt hat oder dessen wunderbare Ergebnisse Sie noch sehen werden. Soweit mir bekannt ist, beschäftigt sich dieser erfinderische und unermüdliche Forscher seit ungefähr drei Jahren mit der Vervollkommnung seiner Entdeckung. […] Die Regierung, die Herrn Daguerre mehr als nötig unterstützt hatte, erklärte außerstande zu sein, für Herrn Bayard etwas zu tun, und der Unglückliche hat sich vor Verzweiflung ins Wasser gestürzt. […] Meine Damen und Herren, gehen wir zu etwas anderem über, damit ihre Geruchsnerven nicht angegriffen werden, denn das Gesicht und die Hände des Herrn beginnen bereits zu verwesen, wie Sie wohl bemerkt haben werden.*[2] Er endete allerdings nicht in einer traurigen Niederlage, sondern vor allem diese theatralische Selbstdarstellung führte zum Erfolg seiner Erfindung. Und weitere fotografische Werke brachten ihm zahlreiche Auszeichnungen. Ende des 19. Jahrhunderts bis in die 1920er und 1930er Jahre inszenierten sich verschiedene

2 vgl. Stremmel

Fotografinnen als Männer auf ihren Bildern. Sie stellen damit die Rollenklischees infrage und ironisieren diese. Ein Beispiel hierfür ist die Amerikanerin Frances Benjamin Johnston. In einer ihrer Fotografien von 1890 inszeniert sie sich mit einem Hochrad und von Kopf bis Fuß als Mann gekleidet. Sogar einen falschen Schnauzbart trägt sie. Performativer erscheinen die Inszenierungen wie die von Anne W. Brigmans. Ihre Werke aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sollen die Verbundenheit der Frau mit der Natur verdeutlichen. Dafür fotografiert sie sich selbst und ihre Freundin als Akt, so als wären sie mit der Natur verwachsen.

Auch die Selbstportraits des deutschen Fotografen Jürgen Klauke erscheinen oft performativ. Ausgangspunkt seiner performativen Werke sind meistens Sehnsüchte, Träume, Begierden und Ängste. Er setzt sich mit Fragen über Identität, Sexualität, Liebe, Tod und menschliche Beziehungen mit diesen auseinander. Eine seiner bekanntesten Serien ist die Serie *Transformer*, die in der ersten Hälfte der 1970er Jahre entstand. Diese Serie zeigt den Künstler in einer Vielzahl von provokativen Posen und sexuell mehrdeutigen Gestalten. Klauke nutzt diese Arbeiten, um Geschlechterrollen zu hinterfragen und die Unterscheidung zwischen Körper und Identität zu erforschen. Die Bilder sind geprägt von einer surrealen Ästhetik und einem performativen Charakter, der den Betrachter dazu einlädt, über die fluiden Grenzen von Geschlecht und dem Selbst nachzudenken.

Als weitere große Inspiration dienten mir die Werke von Robert Mapplethorpe aus den 1970er und 1980er Jahren. Seine Fotografien haben dazu beigetragen, die Fotografie als ernstzunehmende Kunstform zu etablieren und die gesellschaftliche Wahrnehmung von Sexualität, Identität und Körperlichkeit zu erweitern. Mapplethorpe inszenierte sich in seinen Selbstporträts in verschiedenen Rollen und Identitäten, um gesellschaftliche Normen und Erwartungen infrage zu stellen. Ein



Albrecht Dürer, 1500. *Selbstbildnis*



Robert Cornelius, 1839. *Selbstportrait*



Hippolyte Bayard, 1840. *Selbstportrait als Ertrunkener*



Vincent Van Gogh, 1889.
Selbstportrait mit dem verbundenen Ohr



Frida Kahlo, 1940.
Selbstportrait mit abgeschnittenem Haar

bekanntes Beispiel ist ein Selbstportrait von 1980, in dem er sich mit Make-up inszeniert. Seine Lippen glänzen durch den Lippenstift, seine großen Augen werden durch den Eyeliner hervorgehoben und sein Gesicht ist konturiert. Das Gesicht wirkt insgesamt weich und zart. Er zeigt sich also als ein Sinnbild für das, was gesellschaftlich als weiblich angesehen wird und stellt damit diese gesellschaftliche Annahme infrage, wer Schönheit und Sanftheit präsentieren darf. Es ist ebenso besonders, weil es keinen Mann zeigt, der entmannt wurde, sondern einen Mann, der die Weiblichkeit mit offenen Armen empfängt. Die geschlechtliche Zweideutigkeit zeigt, dass Schönheit und Identität unabhängig vom Geschlecht sind.

Die gesellschaftliche Erwartung für Männlichkeit erfüllt er dagegen in einem anderen Selbstportrait von 1980 vollkommen. Anstelle von weichen Gesichtszügen runzelt er diesmal die Stirn. Und eine Zigarette hängt ihm im Mundwinkel. Zudem trägt er eine schwarze Lederjacke, was den Anschein des Klischees eines *harten Kerls* unterstreicht. Er kreiert also eine Karikatur der Hypermaskulinität. Die beiden Selbstportraits in Kombination betrachtet, zeigt, dass Mapplethorpe die Dimensionen von menschlicher Geschlechtsidentität darlegt. Er öffnete also einen Raum, indem die Betrachtenden die Möglichkeit bekommen, sich damit auseinanderzusetzen, wie Weiblichkeit und Männlichkeit innerhalb der sozialen Strukturen funktionieren.

Die Selbstportraits von Mapplethorpe dienen auch als Mittel der persönlichen Reflexion und Selbstentdeckung. Besonders eindrucksvoll ist sein Selbstportrait von 1988, das ihn mit einem Totenkopfstock zeigt. Dieses Bild entstand kurz vor seinem Tod an AIDS und ist eine kraftvolle Auseinandersetzung mit seiner eigenen Sterblichkeit. Es spiegelt die Fragilität des Lebens und die unausweichliche Realität des Todes wider und zeigt seine Fähigkeit, tief persönliche und universelle Themen in seiner Kunst zu verbinden.



Frances Benjamin Johnston, ca. 1890. *Selbstportrait*





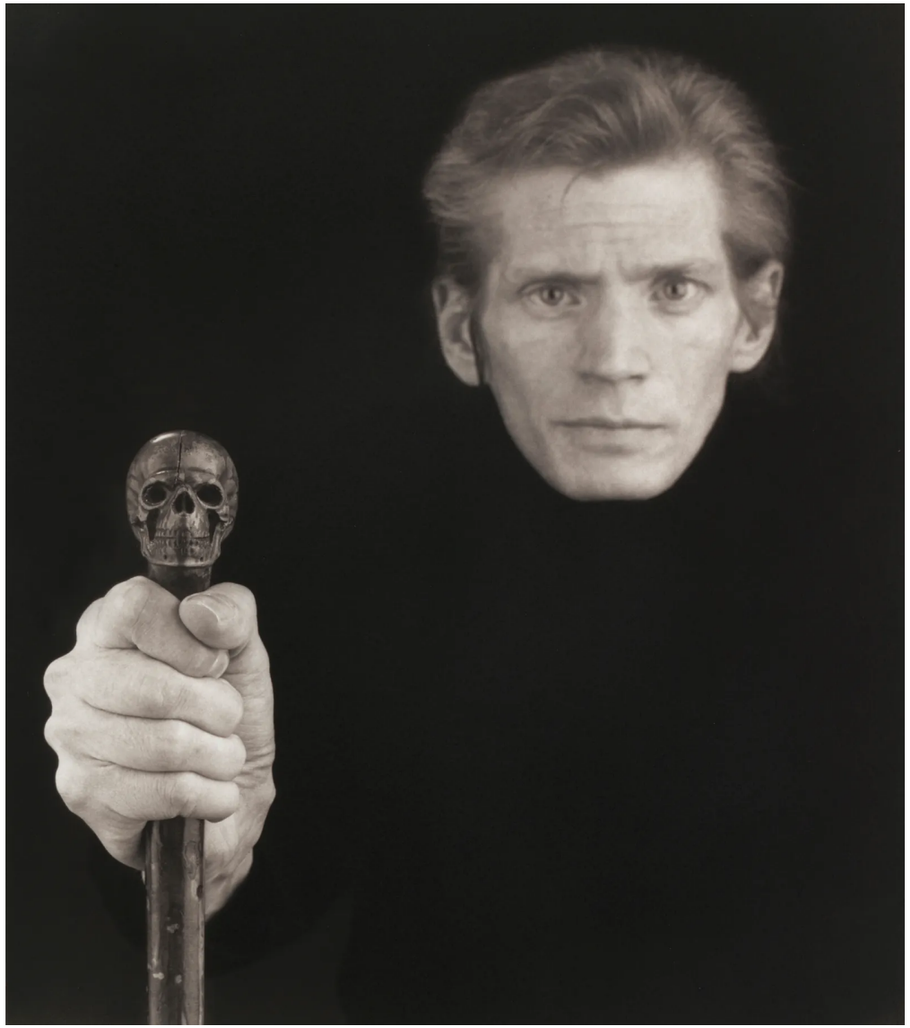
Jürgen Klauke, 1970 - 1975. *Transformer*



Robert Mapplethorpe, 1980. *Selbstportrait*



Robert Mapplethorpe, 1980. *Selbstportrait*



Robert Mapplethorpe, 1988. *Selbstportrait*

U M
SE T
Z UNG



UMSETZUNG

ALLGEMEIN

Allgemein besteht die Arbeit *Ich sei Ich* aus zwei Komponenten, die zusammen in einem Buch auftreten. Das Format des Buches ist für mich wichtig, da meine Selbstfindungsreise ja auch als Inspiration für andere dienen soll. Im Buchformat bekommt man die Möglichkeit, sich länger und intensiver mit meiner Arbeit auseinanderzusetzen. Ich merkte bei der Erarbeitung des Inhalts selbst auch: Möchte man über sich nachdenken und sich dem Selbst bewusst werden, benötigt es Ruhe. Gedanken müssen hörbar werden und Gefühle müssen Raum bekommen. Es soll also möglich sein, meine Arbeit mit an einen geschützten Ort zu nehmen, um sie in Ruhe durchzugehen. Damit soll die eigene Selbstfindung angeregt werden.

Die zwei Komponenten sind einerseits ein schriftlicher Teil und zum anderen eben eine fotografische Serie. Die schriftliche Komponente ist mir wichtig, weil ich darin detaillierter den Weg der Entwicklung meiner Identität in Bezug auf meine Homosexualität darlegen kann. Zudem war es mir so möglich verschiedene Literatur zum Thema mitaufzunehmen. Dadurch bekam ich die Möglichkeit Parallelen zwischen psychologischen Erkenntnissen und meinen persönlichen Erfahrungen zu ziehen. Es half mir meine Empfindungen besser einzuschätzen und klarer zu sehen. Vermutlich bietet mein schriftlicher Teil dadurch auch mehr die Möglichkeit zur Selbstreflexion, weil eine objektivere, eine neutralere Note dazukommt.

Die eigentliche Bildserie ist mindestens gleichgewichtet. In ihr visualisiere ich verschiedene Aspekte meiner Identitätsentwicklung. Sie soll unabhängig vom Text sein und auch ohne diesen funktionieren können. Natürlich können beim vorherigen Lesen meines Textes Parallelen zu den Fotografien besser gezogen werden. Die Serie besteht aus einzelnen Fotografien, die sich wiederum in Bildsequenzen einteilen lassen.

UMSETZUNG

ZUSAMMENFASSUNG DES INHALTS

Ich beginne in der Zeit, als ich zur Grundschule ging. Zu der Zeit lebte ich mit meiner Familie auf einem alten Bauernhof. Er liegt im westlichen Teil des Allgäus an der Grenze zu Bayern. Der Hof ist umgeben von Wiesen und Wäldern und die ländliche Umgebung prägte diese Lebensjahre. Eine Idylle, die ich mir für meine Kindheit nicht anders wünschen würde. Und dafür bin ich vor allem dankbar. Der Blick zurück lässt mir aber auch bewusst werden, dass es eine Welt in Abgeschiedenheit war. Es war wie eine Parallelwelt zu den anderen Parallelwelten meiner Freunde und Verwandten. Auch eine gesellschaftliche Vielfalt sehe ich im Rückblick nicht.

Fakt ist, dass allgemein in Deutschland immer noch ein Heterosexismus vorherrscht. Darunter beschreibt Dr. phil. Kurt Wiesendanger, wie die Heterosexualität gegenüber anderen Formen als überlegen klassifiziert wird. Es handelt sich hierbei um ein individuelles, gesellschaftliches und institutionelles Denk- und Verhaltenssystem, indem fast jede Person von Geburt an aufwächst und es gibt kaum eine Möglichkeit, diesem zu entkommen. Dieses findet in unseren patriarchalen Strukturen, einen idealen Nährboden, weil diese die heterosexuelle Männermacht und die damit verbundene Abwehr fördern. Die Abwehr richtet sich wie bereits erwähnt zum Beispiel gegen Frauen, aber eben auch gegen Homosexuelle, weil diese mit ihrem Lebensstil die Fundamente des Patriarchats infrage stellen.[1]

3 vgl. Wiesendanger S. 25

Mit meinem Wechsel auf eine weiterführende Schule zogen meine Familie und ich in die nächstgelegene Kleinstadt. Dieser Umzug war ein Kontrast zu meinem bisherigen Leben auf dem Land. Wir wohnten nun in einer Wohnung im dritten Stock, was mir den vielen Platz um den Hof herum fehlen ließ. Obwohl ich bekannte Gesichter und Freunde in meiner neuen Klasse hatte, wurde der Kontakt außerhalb der Schule

schwieriger. Kontakt zu anderen Jungen in meinem Alter aufzubauen, viel mir zudem auch immer schwieriger. Es kam immer mehr das Gefühl auf, dass sie sich sowieso nicht mit mir abgeben wollen würden. Es war die Angst vor Zurückweisung, was dazu führte, dass ich viel Zeit zuhause verbrachte und mich mehr zurückzog.

Auch heute fällt es mir noch schwer. Die Angst vor Zurückweisung besteht also weiterhin. Zusammen mit dieser Angst tauchte auch immer mehr ein Gefühl von Minderwertigkeit auf. Dieses Minderwertigkeitsgefühl ist generell nicht negativ und laut des Wiener Psychologen Alfred Adler verspürt es jeder Mensch in einem gewissen Maß. Im gesunden Umfang spornt es an, seine Ziele zu erreichen und im Leben Fortschritte zu erbringen. Wenn das Minderwertigkeitsgefühl jedoch zu groß wird, entsteht ein Minderwertigkeitskomplex, was dazu führt, dass das Gefühl eine zentrale Rolle im Leben einnimmt.[4]

4 vgl. Fässlacher S. 16

Diese Empfindung und die Angst vor Zurückweisung sieht der Autor Peter Fässlacher als das Fundament der schwulen Seele an. Um diese herausfordernden Gefühle zu bewältigen, entwickeln viele schwule Jungen und Männer einen Lebensstil, der diese Gefühle ausgleicht und verschleiert. Nach dem Motto, dass man so leben sollte, dass andere die angebliche Minderwertigkeit nicht bemerken, um nicht zurückgewiesen zu werden.[5]

5 vgl. Fässlacher S. 15 ff.

Eine vermeintliche Möglichkeit zur Kompensation dieser Empfindungen stellte sich dann unterbewusst auch immer mehr ein. Ich spreche vom Verlangen nach Perfektion. Eine Form davon war mit 14 oder 15 Jahren der Beginn Markenkleidung tragen zu wollen. Diese ließ mich als eine vollwertigere Person fühlen. In der Pubertät begannen auch konkrete Fragen zur eigenen sexuellen Identität aufzutauchen. Ich merkte immer mehr, dass ich mich zu Jungen hingezogen fühlte. Die Anziehung war anders als in der Zeit, als ich mir mehr Freunde

wünschte. Ein prägendes Erlebnis war eine Klassenfahrt in der achten Klasse. Wir waren auf Klassenfahrt auf der Nordseeinsel Föhr. Es gab ein Badezimmer mit zwei Duschen, sodass immer zwei Jungen gleichzeitig duschen mussten. In diesem Moment spürte ich eine deutliche Anziehung zu einem anderen Jungen, was meine Homosexualität offenbarte. Doch ich verdrängte diese Tendenzen aus Angst, noch eigenartiger zu sein, als ich mich ohnehin schon fühlte. Diese Verdrängung führte dazu, dass sich die Entwicklung einer gefestigten sexuellen Identität um Jahre verzögerte.

Mit 14 oder 15 Jahren wuchs der Druck, eine Freundin zu haben, um nicht aufzufallen. Ich hoffte, meine Homosexualität durch eine heterosexuelle Fassade verbergen zu können. Aber allein wie systematisch ich das Thema anging, zeigte, dass ich unterbewusst gar nicht das Verlangen nach einer Freundin hatte. Freundschaftliche Beziehungen aufzubauen, fiel mir dagegen inzwischen leichter. Allerdings meistens nicht tiefgehender, wie ich es mir gewünscht hätte. Vermutlich war das auch gar nicht möglich, weil es eine generelle Zurückhaltung meiner Person gab, da ich darauf achtete, dass niemand mein großes Geheimnis und meine Unklarheit darüber erfährt. Wahrscheinlich beschreibt es das Problem, das auch Fässlacher erwähnt. Nicht zurückgewiesen werden und dazugehören sind zwei verschiedene Aspekte. Dazugehören schließt ein, angenommen und geliebt zu werden als die Person, die ich bin. Jedoch können die anderen nicht wissen, wer man ist, wenn ich es selbst nicht einmal weiß oder ihnen einen Teil meiner Persönlichkeit vorenthalte.[6]

6 vgl. Fässlacher S. 25

Ich ließ mir in meiner Pubertät auch viel entgehen, weil ich zu lange daran festhielt, der perfekte Sohn sein zu wollen. Der gut in der Schule ist und ansonsten nicht über die Stränge schlägt. Im Nachhinein betrachtet wahrscheinlich auch ein Verhalten, um den Defekt von Homosexualität und das Gefühl von Minderwertigkeit auszugleichen.

Zum Beispiel begann ich erst mit knapp 17 Jahren Partys zu besuchen und allgemein ausgedrückt lockerer und unbesorgter zu werden. Der Übergang zu einem Punkt, an dem ich meine Homosexualität akzeptierte, war fließend und zog sich über Jahre hin. Es war auch kein konstanter Fortschritt zur Selbstakzeptanz im Bereich der sexuellen Identität. Es war viel mehr ein Vor- und Zurückgehen.

Beispielsweise küsste ich 2019 auf einem Festival das erste Mal einen Mann und fühlte mich dabei richtig. Doch am nächsten Tag baute ich wieder eine Fassade auf und behauptete, es sei ein Fehler gewesen. Auch Im Sommer 2020 gelang es mir wieder nicht zu einhundert Prozent, zu mir zu stehen. Ich outete ich mich nämlich bei meiner Mutter als bisexuell, obwohl mir klar war, dass ich schwul bin. Ich wollte ihr aber die Hoffnung nicht nehmen, wenigstens zur Hälfte *normal* zu sein, also heterosexuell.

Im selben Jahr zog ich für ein Studium nach Aachen, etwa 600 Kilometer entfernt. Diesen Umzug sah ich für mich als eine Möglichkeit an, die vorangegangenen Zweifel loszuwerden und einen Neuanfang zu wagen. Die Pandemie erschwerte jedoch meine Pläne, neue Kontakte zu knüpfen und offener zu sein. Mein Studium nahm mich stark ein, was einerseits gut war, weil ich die Einsamkeit weniger spürte, andererseits aber auch meine Chancen einschränkte, mich mit anderen in Verbindung zu setzen.

Erst im Frühling und spätestens im Sommer 2021 erwachte ich aus dieser lebendigen Leblosigkeit. Ich begann auch, mich mehr auszuprobieren und mehr gegen die heteronormative Gesellschaft zu rebellieren. Eine Form dafür fand ich im Auftragen von Make-up. Mit 22 Jahren begann ich damit. Es gefiel mir und ich war da an einem Punkt angelegt, an dem ich das für mich als legitim ansah. Heute frage ich mich, ob ich in der Schminke nicht auch wieder einen Weg fand, eine Fassade oder

eine Maske aufzubauen. Durch das geschminkte Gesicht und mein scheinbar sicheres Auftreten damit schließen viele auf Selbstsicherheit dahinter. Unsicherheit und ein instabiles Selbstbewusstsein werden hinter Make-Up verschleiert, anstatt das Problem im Kern zu lösen.

Im Sommer 2023 erreichte ich den bisherigen Gipfel dieser Phase des Ausprobierens in Berlin. Bei dem großen Angebot an Bars, Clubs und anderen Lokalitäten und Veranstaltungen der schwulen beziehungsweise queeren Szene ist das natürlich nicht verwunderlich. Auf der einen Seite halfen mir die Möglichkeiten, mich zu profilieren. Mir wurde aber eben auch bewusst, dass ich mich schnell in der Phase des Ausprobierens und im schwulen Szeneleben verlieren kann.

Es entsteht nämlich eine Art hedonistischer Sucht. Unter Hedonismus lässt sich allgemein das Lebensprinzip verstehen, bei dem ein größtmöglicher Sinneslustgewinn angestrebt wird. Und wie bei einer Sucht üblich, verlangt das Bedürfnis immer mehr, um befriedigt zu sein. Das Problem ist, dass dieses Gefühl von Grandiosität nur von kurzer Dauer ist. Das ekstatische Erleben ist spätestens vorbei, wenn der Alltag zurückkehrt. Wiesendanger berichtet, dass der Hedonismus und das Gefühl von Grandiosität in eine Depression kippen können, ob diese als solche wahrgenommen wird oder nicht.[7]

7 vgl. Fässlacher S. 58

Nun stellt sich die Frage, was die Alternative beziehungsweise was diesen Rauschzustand der Grandiosität klären kann. Hedonismus kann kein Lebensprinzip sein, weil dadurch keine Lebendigkeit in einem tieferen Sinn erfahren wird und die Seele nicht genährt wird. Generell wird kein Glück erreicht, wenn ausschließlich vorgegebene Formen einer Religion oder einer Ideologie angewendet werden, wie die Gebote der Bibel oder eben der Hedonismus. Der Weg zu diesem Ziel und zu mehr Authentizität führt über ein vertieftes Selbstbewusstsein, so Wiesendanger, und ist individuell angelegt. In diesem Zusammenhang

bedeutet Selbstbewusstsein deshalb mehr, als wir dieses umgangssprachlich definieren. Die gängige Definition ist nämlich an materielle Erfolge oder an Macht und Anerkennung geknüpft. Diese gründet auf unserer bürgerlichen Gesellschafts- und Geschäftskultur, in der Profit, Nutzen, Macht und Prestige die wesentlichen und anscheinend befriedigenden Faktoren für Glück sind. Erich Fromm beschrieb 1979 diese übliche Lebenseinstellung als *Haben-Haltung*.[8] Wie ich bereits an meinem Werdegang öfter aufgezeigt habe, bin ich selbst auch mit dieser Haltung eng verstrickt. Das Tragen von Markenkleidung ist ein Musterbeispiel dafür.

8 vgl. Wiesendanger S. 71 ff

Es geht hierbei aber nicht nur um materiellen Besitz, sondern auch um immateriellen Besitz, der, als das höchst Erstrebenswerteste gilt. So werden beispielsweise in der gleichgeschlechtlichen Szene Menschen instrumentalisiert und in Besitz genommen. Das zeigt sich unter anderem darin, dass viele immer auf der Suche nach einem noch attraktiveren Lover oder One-Night-Stand sind. Meiner Meinung nach wird in der schwulen Szene auch immer mehr der eigene Körper instrumentalisiert. Das Ziel ist es einen anmutigen Körper zu erlangen und die ewige Jugend zu erhalten. Langfristig führt das allerdings nicht zu Glück, weil nur eine Leistung gesehen wird, die erbracht wurde. Um Glück zu finden, muss das wahre Selbst gesehen und wahrgenommen werden können. Dafür muss wiederum das eigene Versteck verlassen werden. Der Grund für das Verstecken ist, wie wir bereits wissen, die Angst vor Zurückweisung. Dadurch entgeht einem aber gleichzeitig die Chance, mit einem liebevollen und wertschätzenden Blick gesehen zu werden.

Zurück beim Thema Selbstbewusstsein ist es durchaus möglich, dass die Personen, die in unserer Gesellschaft als selbstbewusst angesehen werden, es auch tatsächlich sind. Allerdings stammt dieses nicht von dem Besitz an sich. Im günstigsten Fall sind sämtliche *Haben-Faktoren* irrelevant. Diese stehen der Persönlichkeitsentwicklung eher entgegen.

Das Selbstbewusstsein stammt zum Beispiel von der Liebe zu jemandem und wie die Person dadurch die eigene Vitalität spürt. Sich selbst zu erleben, zu entfalten und Lebendigkeit zu spüren, sind unabhängig von Materiellem oder der Inbesitznahme von anderen. Es geht also darum, das eigene Sein zu leben, um daraus Energie und Lebendigkeit zu schöpfen. Diese *Sein-Haltung* stellt Fromm der *Haben-Haltung* gegenüber.[9] Sie ist damit auch die gegenteilige Antwort zu der klaren *Was-zu-tun-ist-Antwort* unserer abendländischen Gesellschaft für die Lebensgestaltung. Diese lautet nämlich, zu konsumieren, zu rationalisieren und zu haben. Die Kultur der schwulen Szene besagt zusätzlich, dass es insbesondere *fun-a-discrétion* bräuchte, um glücklich zu sein.[10]

9 vgl. Wiesendanger S. 73

10 vgl. Wiesendanger S. 77

Der größte Anteil der schwulen Männer und allgemein der Gesellschaft würden nach Fromms Entwurf vermutlich eine Lebenseinstellung der Nekrophilie besitzen.[11] In diesem Zusammenhang ist Nekrophilie nicht als Sexualstörung zu verstehen. Es ist mehr als allgemeine Vorliebe für totes Material und eben Gegenstände zu verstehen. Bei diesem Lebenskonzept ist der Mensch nur eine Maschine mit physiologischen Erfordernissen wie Hunger, Durst oder Sex. Für diese Menschen beziehungsweise Maschinen besteht der eigene Lebenszweck nur darin, diese zu befriedigen.

11 vgl. Wiesendanger S. 74

Es besteht also das Bedürfnis nach möglichst viel Treibstoff. Dadurch wird der nekrophile Mensch selbst zur Ware, denn er definiert sich allein über Konsum. Sein idealer Zustand im Selbstgefühl ist dementsprechend der des *Am-meisten-Habens.* Er wird getrieben, um diesen Zustand zu erreichen und ist Gefangener seiner eigenen Gier, die immer stärker wird. Dieser Mensch scheint von außen ein aktives Leben zu führen, mit hedonistischer Freizeit. Auf einer tieferen Ebene betrachtet verhält er sich jedoch passiv. Die innere Leere soll verhüllt werden, was dann zu noch mehr Konsum führt. Dieser nekrophilen Lebenseinstellung steht die biophile Lebenshaltung gegenüber.[12] Diese

12 vgl. Wiesendanger S. 74f

entspricht der voran beschriebenen *Sein-Haltung.* Der biophile Mensch liebt die Schöpfungskraft seines Lebens. Er liebt ebenso, das von ihm Gestaltete zu erleben, um sich dadurch zu erfahren. Konkreter ausgedrückt sind seine eigene Kreativität, wie auch das Erleben der Schöpfungskraft seiner Mitmenschen und der Natur, seine Lebensfreunden. Ich schätze, das ist auch ein Grund, wieso ich mich seit der Grundschule für die bildenden Künste interessiere. Der Anfang begann in einer lokalen Kunstschule im Allgäu. In diesem Raum bekam ich die Möglichkeit, jede künstlerische Idee umzusetzen und dadurch mein inneres Selbst sprechen zu lassen.

Damit können wir die voran beschriebene gegenteilige Antwort zu der klaren *Was-zu-tun-ist-Antwort* unserer abendländischen Gesellschaft für die Lebensgestaltung genauer definieren. Anstatt zu konsumieren, zu rationalisieren und zu haben, sollte überlegt werden, was dem individuellen Menschen auf einer innerseelischen Ebene entspricht und was ihn in seiner Entwicklung weiterbringt. Jeder Mensch besitzt ein inneres Instrument, das ihn präzise im Leben leiten kann.

Dieses Instrument sind nichts anderes als tief empfundene Gefühle, die den Zugang zum innersten Kern in uns bilden. Sie sollten anstelle von aufgenommenen Normen, Religionen und Ideologien stehen. Denn Gefühle sind die Sprache des wahren Selbst und verbinden uns damit mit unserem wahren Selbst und mit dem, was uns ganz macht. Trotz dieser Relevanz werden Gefühle oft ignoriert. Sie werden eher als irritierend und störend empfunden. Denn unsere Leistungsgesellschaft ist auf Wirtschaftlichkeit und Funktionalität getrimmt. In dieser verlernten wir, Gefühle richtig zu deuten und ihnen Platz zu geben. Nun könnte man meinen, dass auch auf die Angst und die damit einhergehenden Reaktionen, wie in meinem Fall Schuld, Scham, Einsamkeit und Selbstverleugnung mehr gehört werden solle. Laut Wiesendanger seien Angst und deren Begleitungen aber letztlich nur Scheingefühle

und dürften deshalb nicht noch mehr Raum bekommen. Für ihn sei sie eine Mischung vor allem aus Schuld- und Schamempfindungen. Diese seien wiederum erlernte Reaktionen vor dem Hintergrund der unbewussten Überlebensstrategie. Das Gemisch besteht aus destruktiven Energien, die seelisch und körperlich spürbar sind und ausbremsen, einschränken und vereinsamen.[13]

13 vgl. Wiesendanger S. 80 f

Das Gegenteil davon ist die Liebe. In Momenten der Angst geht es also darum, sich der Botschaft der Liebe zu öffnen, um damit gleichzeitig zum wahren Selbst zurückzukehren. Die Botschaft lautet: Sich selbst, die eigenen Erfahrungen und die damit verbundenen Gefühle anzunehmen. Im ersten Moment klingt das meiner Meinung nach als eine Selbstverständlichkeit und einfach umzusetzen. Doch wie bei mir ist es ein deutliches Zeichen, dass man sich vom eigenen Selbst entfremdet hat, wenn zum Beispiel das Coming-out so schwerfällt beziehungsweise fiel. Ansonsten wäre es auch nicht zu einem Angst-, Schuld-, Scham- und Minderwertigkeitskomplex gekommen.

Im bereits angesprochenen *Haben-Modus* lebt man in einer permanenten Angst. Sie ist eine Selbstversklavung, die uns in einem Teufelskreis immer mehr von unserem Sein entfremdet. Und je weiter wir von unserem Kern der Gefühle entfernt sind, desto schlechter erkennen wir, was hinter unserem nekrophilen Verhalten steht. Am Beispiel des Coming-outs weitergedacht führt der Weg zurück zur Liebe dann über die Selbstakzeptanz. Die verinnerlichte Homophobie muss aufgelöst werden und das eigene Individuum muss in der heterosexistischen und homophoben Umwelt behauptet werden. Allgemein heißt das, dass die Angst erkannt und eingestanden werden muss. Dann kann auch damit begonnen werden, die Mittel zur Kompression dieser abzubauen. Mittel wie das Streben nach Perfektion, des Abwertens der anderen und das *Sich-Erheben* über die anderen. Sie führten bisher zu einer Simulation von emotionaler Stabilität. Das emotionale Gewicht

entspringt dann aber nicht aus einem selbst. Es kommt von außen und kann deshalb auch schnell wieder verloren gehen.[14] Um herauszufinden, wie es bei einem selbst um das emotionale Gewicht bestellt ist, kann man sich die Frage stellen: Wie wichtig sehe ich die Meinung anderer im Vergleich zu meiner eigenen Meinung an? Ist das eigene emotionale Gewicht gering, braucht es wenig Kraft von den anderen, um einen selbst unter Kontrolle zu bringen.

14 vgl. Fässlacher S. 142

Zum Beispiel kann dann schon eine kleine Bemerkung ausreichen, um an wesentlichen Aspekten der eigenen Persönlichkeit zu zweifeln. Es ist wichtig, dass einem bewusst wird, dass sie ungewollt so viel Macht über einen besitzen. Sie haben diese nur, weil man sie ihnen selbst zuschreibt. Wegen der eigenen Schwäche wird eine Stärke des Gegenübers vermutet. Wer nun selbstbewusster werden möchte, muss erstmal sein eigenes Selbst finden beziehungsweise wiederfinden.[15]

15 vgl. Fässlacher S. 142f

Es wird wahrscheinlich niemals eine genaue Antwort auf die Frage geben, wer man eigentlich ist, aber eine Annäherung ist möglich. Eine Annäherung zum eigenen Selbst, durch ein *belastbares Ich*.[16] Dieses belastbare Ich, wie Fässlacher es nennt, steht zwischen dem minderwertigen Ich und der grandiosen Version des Ichs, in die sich viele flüchten, wenn das Gefühl der Minderwertigkeit zu groß wird. Um das eigene Selbst mit Gewicht zu versehen, anstatt weiter in Simulation von emotionaler Stärke zu leben, gibt es verschiedene Ansätze.[17]

16 vgl. Fässlacher S. 137ff

17 vgl. Fässlacher S. 152ff

Einer davon ist das Streben nach Perfektion zu reduzieren. Dafür muss die innere Haltung zum eigenen Selbst geändert werden. Diese Kompensation des Minderwertigkeitsgefühls und damit der Perfektionismus kann gemildert werden, indem man sich weniger mit anderen vergleicht und sich bewusst macht, dass es gut genug ist, wie man ist. Ein weiterer Ansatz besagt, dass der Blick vom angeblichen Mangel, also der Homosexualität, mal abgewendet werden sollte. Die Konzentration

sollte mehr auf anderen positiven Aspekten der Persönlichkeit liegen. Das, was gut, schön und liebenswert an einem ist, wird schnell übersehen. Falls wieder Kritik an der eigenen Person von außen kommt, sollte gelernt werden, damit umzugehen. Viele Schwule haben in frühen Jahren die Erfahrung der Zurückweisung in Gesamtheit erfahren, aufgrund des einen Persönlichkeitsaspekts. Bei Kritik wird schnell eine Wiederholung dieser Erfahrung befürchtet. In Situationen von Kritik sollte deshalb entschleunigt überlegt werden, ob es sich überhaupt um Kritik am eigenen Sein handelt.

Es ist auch wichtig, Verantwortung für sich und für das eigene Leben zu übernehmen. Und nicht immer in Anführungszeichen dem Leben generell die Schuld an allem, was uns passiert, geben. Eine weitere Aufgabe, die für ein belastbares Ich bewältigt werden muss, lautet, Ambivalenzen auszuhalten. Wir Menschen haben das Bedürfnis nach Eindeutigkeit, weil auch das uns hilft, uns selbst besser einzuschätzen und Klarheit bringt. Jedoch ist jeder Mensch in seiner Person ambivalent. Eine Einteilung in beispielsweise Gut und Böse funktioniert deshalb im realen Leben nicht. Viel Energie für die Einschätzung und Einteilung aufzuwenden, lohnt sich darum nicht.

Den nächsten Ansatz sehe ich bei mir persönlich als besonders relevant. Er handelt davon, dass in der schwulen Welt viele etwas aus früheren Jahren nachholen wollen. Etwas nachholen, wie spektakuläre Partynächte oder allgemein das unbeschwerte Entdecken und Ausleben der eigenen Sexualität, das in der eigentlichen Jugend aus Angst nicht passiert ist. An sich hört es sich erstmal sinnvoll an, es nachholen zu wollen und allgemein versprechen sich viele davon eine Zeit der Leichtigkeit. Jedoch ist das Nachholen von Vergangenem in der Gegenwart gar nicht möglich. Zumindest nicht, wenn unbewusst etwas nachgeholt werden möchte. Wenn das Bewusstsein fehlt, dass man im Moment etwas nachholt, wird niemals der Punkt erreicht werden, an

dem das Gefühl auftritt, alles nachgeholt zu haben, was man verpasst hat. Es führt zu einer Endlosschleife und schlussendlich zu einem lebenslangen nachholen, was, als das Verharren in der schwulen Pubertät bisher umschrieben wurde. Es muss anerkannt werden, dass leider etwas verpasst wurde und es in der Art und Weise nicht nochmal kommt. Es spricht aber nichts dagegen die Reize der schwulen Pubertät, wie exzessive Partys, ab und zu auszukosten. Es sollte nur das Bewusstsein vorhanden sein, dass man eventuell versucht etwas nachzuholen.

Als Letztes muss das direkt ausgesprochen werden, was wahrscheinlich bereits öfter mitgeschwungen ist. Und zwar, dass es wichtig ist, sich von den anderen unabhängig zu machen. Das bedeutet selbstständig zu sein und nicht zu hinterfragen, ob es von außen gutgeheißen wird, wie das eigene Leben geführt wird. Je mehr dieser genannten Ansätze umgesetzt werden, desto belastbarer ist das eigene Ich und desto mehr besteht eine Alternative zum grandiosen Ich. Auch das Gefühl der Minderwertigkeit wird dann nicht mehr das gesamte Denken und Handeln bestimmen.

Es geht also darum, sich nicht mit anderen Menschen zu vergleichen, sich von ihnen nicht abgrenzen zu wollen und nicht mit anderen zu konkurrieren. Es ist wichtiger, zu beginnen, sich selbst zu entdecken. Identität heißt also, sich selbst zu erkennen und versuchen zu begreifen, wer man ist. Zusätzlich sollte hinterfragt werden, was man im eigenen Leben möchte. Eine Antwort auf diese Fragen kann gefunden werden, wenn sich das eigene Ich und der eigene Wille im Laufe der Jahre herausbilden konnten. In Verbindung mit der eigenen Sexualität bedeutet das, dass reflektiert werden sollte, wie sich diese von Beginn des eigenen Lebens entwickelt hat. Erreicht man die ganzheitliche Verknüpfung von Identität und Sexualität, ist es möglich sein Leben als Subjekt und in einer sozialen Gemeinschaft ausgeglichen zu leben.[18]

18 vgl. Ruppert S. 55 f



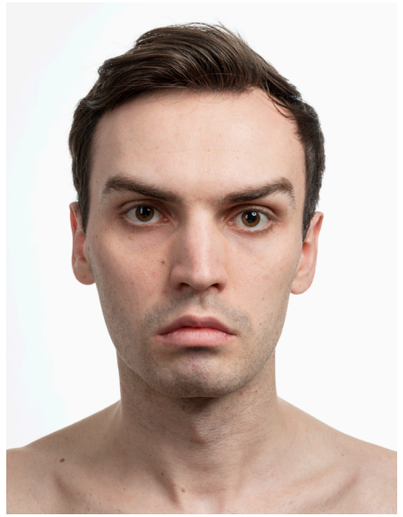
UMSETZUNG

AUFBAU DER FOTOGRAFISCHEN SERIE

Insgesamt beinhaltet die Fotografieserie 115 Fotografien. Wie bereits erwähnt, visualisiere ich verschiedene Aspekte meiner Identitätsentwicklung in Bildsequenzen. Das bedeutet, es gibt mehrere Sequenzen, die aus mehreren einzelnen Fotografien bestehen. Die 115 Fotos lassen sich in 23 dieser Sequenzen einteilen. Allerdings können die einzelnen Bilder auch alleine, losgelöst von ihrer Sequenz, stehen.

Inhaltlich lassen sich die Fotografien grob in zwei Kategorien einteilen. Einerseits gibt es Selbstportraits, die nur mich zeigen. Die meisten dieser Selbstportraits fotografierte ich aus einer frontalen Perspektive. Sie konzentrieren sich auf meinen Kopf und speziell auf mein Gesicht. Durch dessen Inszenierung versuchte ich den Inhalt abstrakt zu visualisieren. Zum Beispiel wird in einer Sequenz im Verlauf von sechs Bildern mein Gesicht immer mehr von weißer Farbe bedeckt. Es soll das minderwertige Ich darstellen. Das Gesicht verschwimmt immer mehr mit dem weißen Hintergrund. Im übertragenen Sinn soll das zeigen, dass mein Minderwertigkeitsgefühl mich zeitweise so fühlen lässt, als sei ich unbedeutend und damit unsichtbar. Dieses Beispiel zeigt auch, dass die Ausgangssituation beziehungsweise das Ausgangsbild nicht bei jeder Sequenz die negative Situation ist. Und andersherum ist das Endbild nicht immer die positive Situation, die es zu erreichen gilt. Die Sequenzen sollen mehr verschiedene Stadien von Identitätsaspekten aufzeigen. Innerhalb dieser Spannweiten besteht dann die Möglichkeit sich selbst einzuordnen.

Andererseits beinhaltet die Serie Fotografien, die mein Aufeinandertreffen mit einem Gegenüber beschreiben. Bei diesen Bildern war es mir wichtig, dass das Gegenüber von mehreren Personen verkörpert wird. Hätte ich mich immer mit derselben Person inszeniert, könnten die Betrachtenden meinen, es ginge speziell um diese eine Beziehung.












UMSETZUNG

BILDAUFBAU UND BEARBEITUNG

Wie in der Einleitung bereits geschrieben, war meine Absicht ein eher abstraktes Thema zu bearbeiten. Dementsprechend sind auch die Fotos abstrakter. Die vorangegangenen Fotoserien spiegeln diese Vorliebe dafür bereits und sie zeigen auch, dass ich es bevorzuge, den Hintergrund schlicht zu halten. So auch wieder bei dieser Serie. Der Unterschied zum Beispiel zur Serie *Aristophanes Ball* liegt daran, dass ich diesmal den Hintergrund nicht besonders hell ausleuchtete. Es soll ein undefinierter Raum bleiben und nicht so wirken, als hätte ich die Figuren freigestellt. In meiner Umsetzung liegt das Hauptaugenmerk trotzdem auf den Figuren und damit auf den Vorgängen innerhalb der Sequenzen. Das ist auch wichtig, weil die Unterschiede von einem Bild zum Nächsten teilweise klein sind und dadurch die volle Aufmerksamkeit benötigen.

Auch eine gewisse Varianz zwischen den Bildern war mir wichtig. Das soll zeigen, dass nicht alles in einer Situation passiert, sondern dass es verschiedene Situationen sind. Und allgemein soll damit zusätzliche Spannung in das Projekt kommen. Den Unterschied von Einzelportraits und Portraits mit zusätzlicher Person haben wir bereits festgestellt. Die Einzelportraits variieren nicht besonders. Bei den meisten handelt es sich um Close-ups, damit eben die Konzentration auf dem Gesicht liegt. Nur Unterschiede bei der Lichtsetzung und beim Hintergrund sind festzustellen. Es gibt jedoch auch Ausnahmen, bei denen ich nur meinen Oberkörper oder meine Beine zeige. Sie stellen dar, dass das getragen werden sollte, was man selbst möchte und nicht unbedingt das, was die Gesellschaft erwartet. Die Sequenzen zeigen aber auch, dass Kleidung oft genutzt wird, um eine grandiose Version von sich zu erschaffen, um damit Empfindungen von Minderwertigkeit zu kompensieren, was dann dazu führen kann, dass man sich in der Kleidung verfängt, anstatt das Problem im Kern zu lösen.

















Bei den Fotografien mit einer weiteren Person gibt es dagegen mehr Varianz. Hier gibt es Fotografien, die ich auch eher als Close-ups bezeichnen würde. Außerdem gibt es Halbfiguren und Ganzkörperportraits. Auch der Hintergrund variiert mehr. Er ist teilweise heller ausgeleuchtet und teilweise dunkler gestaltet. Eine Besonderheit bilden die Aufnahmen, die mit einem Spotlicht gestaltet sind. Der Grund für diese Bilder ist hauptsächlich die Möglichkeit mit den Licht- und Schattenbereichen spielen zu können. Und allgemein mit den Schatten selbst. Ein Beispiel ist die Sequenz, in der ich aus dem dunklen Bereich heraus in das Licht trete und auf eine andere Person zulaufe. Ein anderes Beispiel zeigt, wie eine Person auf mich zuläuft und dessen Schatten, der meinen eigenen immer mehr überdeckt.





Zur Bearbeitung lässt sich nicht besonders viel sagen, außer dass ich bei der Bildentwicklung darauf achtete, dass der reduzierte visuelle Eindruck bestehen bleibt. Es gibt also keine besonderen Einfärbungen, sondern nur grundsätzliche Helligkeitsanpassungen. Auf eine Retusche der Haut verzichtete ich bewusst, weil meine Serie ja darauf abzielt, das eigene Ich zu entdecken und sich so zu akzeptieren, wie man nun mal ist. Eine Ausnahme gibt es bei den Fotos mit Make-up. Bei diesen Bildern retuschierte ich die Haut leicht. Sie sollen sich dadurch noch mehr von den ungeschminkten Bildern unterscheiden und grandioser aussehen. Ansonsten habe ich noch den Hintergrund bei den Bildern retuschiert, vor allem bei den Fotos mit dem Spotlicht. Der Schatten- und Lichtbereich sollte einheitlicher werden, damit es weniger von den Figuren ablenkt.

UMSETZUNG

VOR UND HINTER DER KAMERA GLEICHZEITIG

Dass ich selbst auch vor der Kamera als Bildmotiv sein möchte, wenn ich mich mit Aspekten meiner Identität beschäftige, war gleich von Anfang an klar. Natürlich hätte ich auch eine außenstehende Person inszenieren können. Diese Person hätte allerdings nur versuchen können meine Gedanken, Erinnerungen und Gefühle nachzuempfinden, statt die Situationen tatsächlich zu fühlen. Das wirkt sich letztendlich auch auf das Erscheinungsbild der Fotografien aus. Außerdem wird durch die Selbstdarstellung dem Betrachter gleich deutlich, dass sich die Serie um mich und mein Inneres handelt. Zudem wurde, durch die Fotografien von mir selbst, der Prozess der Reflexion vertieft. Ich bekam damit einen Eindruck meines Äußeren, was sich mit meinem inneren Bild von mir, zu einem Gesamteindruck meines Selbst zusammenfügte.

Anfangs stellte ich mir den Arbeitsprozess des Selbstportraitierens einfacher vor. Vor allem dachte ich, dass ich bereits tausende Selbstportraits in Form von Selfies gemacht habe und es nun ähnlich sein würde. Ich musste allerdings feststellen, dass sich die präzise Selbstinszenierung im Studio davon unterscheidet und komplizierter ist. Wahrscheinlich ist der größte Unterschied, dass ich bei einem Selfie im Voraus keine genauen Vorstellungen habe, wie es am Ende auszusehen hat. Bei den Fotografien für meine Serie hatte ich dagegen bereits Vorstellungen im Kopf.

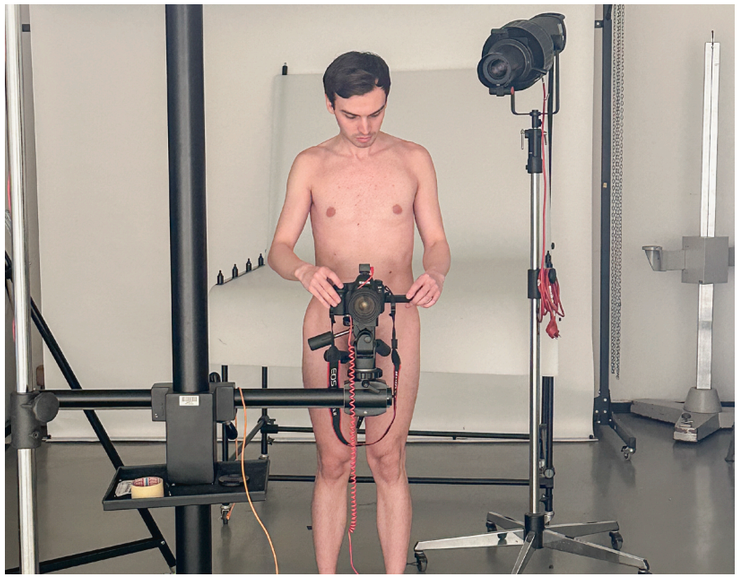
Zum Beispiel bei den Portraits im engen Ausschnitt nahm ich mir vor, das Gesicht frontal zu fotografieren. Die Kamera war fest auf dem Stativ und damit konnte ich die frontale Perspektive nur durch die Haltung und Drehung meines Kopfes erzielen. Dabei ist es schwierig die Mitte genau zu finden. Auf dem einen Bild ist die rechte Gesichtshälfte der Kamera zugewandt. Das heißt, der Kopf muss mehr nach rechts gedreht werden. Drehe ich ihn dabei zu weit nach rechts, ist auf dem

nächsten Bild die linke Gesichtshälfte mehr zu sehen. Bis ich zu meinem gewünschten Ergebnis kam, dauerte es also seine Zeit. Da ich allerdings mein eigenes Modell war, konnte ich mir diese Zeit natürlich nehmen. Zum Thema Selbsterkennung lässt sich noch sagen, dass ich während dieses Austarierens auch feststellte, dass das eigene Gesicht gar nicht so symmetrisch ist, wie ich selbst immer glaubte.

Die Situation im Fotostudio wurde dann nochmal anders und spannender, als ich die Fotografien mit einer zweiten Person umsetzte. Nun musste ich neben der Kontrolle der Kamera und der Inszenierung meines Selbst noch eine zusätzliche Person anleiten. Ich habe bereits öfter Aktfotografien angefertigt, allerdings war ich eben diesmal selbst ebenfalls vor der Kamera und deshalb nackt. In dieser Situation die Neutralität des Fotografen zu bewahren, die ich ansonsten angezogen hinter der Kamera habe, fiel anfangs nicht leicht. Zudem erforderten manche meiner Ideen auch eine gewisse Nähe oder Körperkontakt, was die Situation verschärfte. In manchen Posen standen wir so nahe beieinander, dass die Körperwärme des anderen spürbar und dessen Atmung hörbar war. Nach ein paar Minuten gewöhnte man sich zum Glück an die Situation und sie entspannte sich.

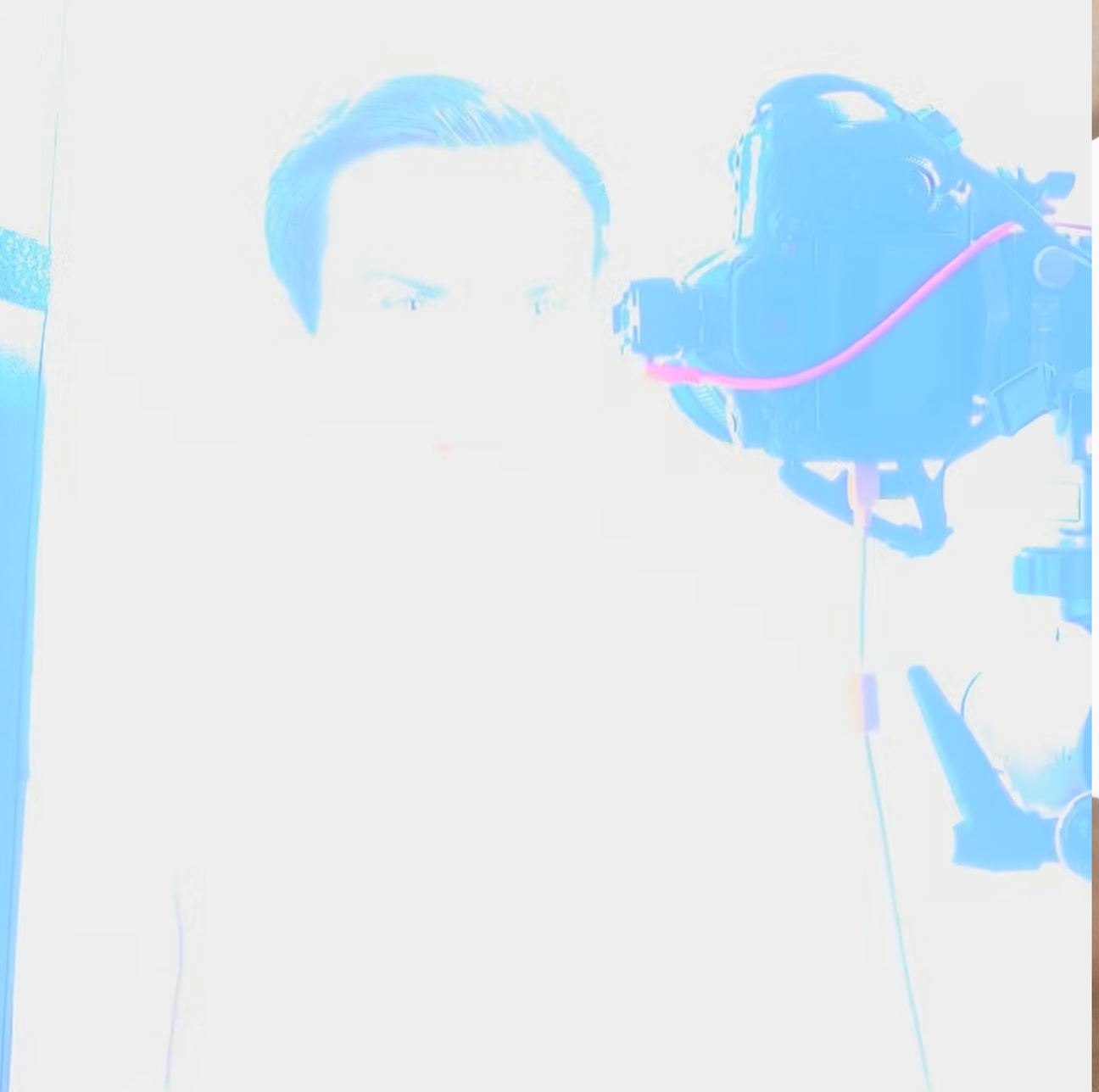
Technisch erfolgte die Umsetzung immer auf die gleiche Weise. Die Kamera befand sich, wie bereits erwähnt, fest auf einem Stativ. Dann positionierte ich die Blitzlichter je nach gewünschter Situation. Nachdem alles eingestellt war, löste ich die Kamera entweder mit einem Fernauslöser oder ferngesteuert durch meinen Laptop aus. In beiden Fällen war die Kamera mit dem Laptop verbunden, damit mir gleich das Bild auf diesem angezeigt wurde und ich entsprechend für das nächste Bild reagieren konnte, wie zum Beispiel den Kopf mehr in die eine oder andere Richtung zu drehen. In anderen Situationen, vor allem wenn es um Ganzkörperaufnahmen ging, stellte ich eine Intervallaufnahme ein. Die Kamera löste dann in einem Rhythmus von zehn

Sekunden aus. Zuerst dachte ich, dass ich die Bilder einer Sequenz aus der Bewegung heraus erstellen könnte. Also zum Beispiel, wenn ich in einer Sequenz laufe, den Auslösetakt so zu verkürzen, dass ich während des Laufes nicht anhalten muss. Schlussendlich sahen mir die Bilder dann aber zu willkürlich aus. Im Rhythmus von 10 Sekunden war es mir möglich, um beim Beispiel eines Laufs zu bleiben, jeden Schritt bewusst darzustellen. Die Schwierigkeit, die die Intervallaufnahme mitbrachte, war, dass sie nur funktioniert, wenn die Kamera nicht mit dem Laptop verbunden ist. Das visuelle Feedback fiel deshalb weg beziehungsweise beschränkte sich auf das kleine integrierte Display der Kamera. Da in der Situation ein genaues Durchschauen der Bilder zu lange gedauert hätte, fotografierte ich jeden Sequenzdurchgang mehrmals. Ich wollte das andere Modell nicht zu lange nackt herumstehen lassen und mich selbst auch nicht immer an- und ausziehen.









UMSETZUNG

BUCHGESTALTUNG

Mein Fotobuch lässt sich ebenfalls in die beiden Teile einteilen. Also den Textteil und den Bildteil. Das Buch beginnt mit dem schriftlichen Abschnitt. Zuerst dachte ich, ich könnte den Text in drei oder vier Blöcken unter den Fotografien verteilen. Das hätte aber den Fluss der Bilder zu sehr unterbrochen. Außerdem hätte ich den Text dann so umschreiben müssen, dass die einzelnen Blöcke ohne die anderen Textblöcke funktionieren.

Der Textblock beginnt nun mit einem kurzen Vorwort und einer Einleitung und geht dann in den eigentlichen Text über. Beim Text verwendete ich einen Blocksatz, weil dieser für mich am besten mit den Fotografien zusammenspielt. Damit der Blocksatz nicht zu wuchtig wirkt, baute ich auf jeder Seite zwei oder drei Absätze ein. Zudem verwendete ich eine große Schriftgröße für einen Fließtext, das bedeutet konkret eine Schriftgröße von 13 Punkt und einen Zeilenabstand von mehr als 120 Prozent der Schriftgröße. Der Textblock befindet sich in den zur Außenkante gerichteten neun Spalten, von einem Spaltenraster mit 12 Spalten. Die nach Innen gerichteten übrigen drei Spalten sind für die Fußnoten gedacht. Der Satzspiegel an sich hat leicht vergrößerte Abstände zur inneren und unteren Kante.

Die Fotografien sind dann im selben Satzspiegel angeordnet. Es gibt drei verschiedene Bildgrößen, jeweils im Hoch- und Querformat. Die größte Bildgröße ist gleich hoch beziehungsweise gleich breit, wie der Satzspiegel, je nachdem, ob es sich um ein Hoch- oder Querformat handelt. Bei der kleinsten Bildgröße können zwei Bilder auf einer Seite auftreten. Insgesamt sollen die verschiedenen Größen für Spannungsaufbau und Spannungsabbau beziehungsweise Geschwindigkeitszunahme und Geschwindigkeitsabnahme sorgen. Bei der Reihenfolge überlegte ich zunächst, ob es sinnvoll wäre, wenn ich eine Sequenz

nach der anderen zeige. Das hätte das Buch aber wahrscheinlich ziemlich langweilig gemacht. Was der Grund ist, wieso nun die einzelnen Sequenzen aufgebrochen und teilweise parallel ablaufen. Außerdem war es mir sowieso wichtig, dass die Bilder alleine stehen können. Trotzdem stellte sich mir die Frage, wie weit ich die einzelnen Bilder einer Sequenz trennen kann, damit es noch als Bildfolge erkannt wird. Deshalb sind jetzt in den meisten Fällen mindestens zwei Bilder einer Sequenz zusammen. Bei der Reihenfolge achtete ich darauf, dass die verschiedenen Kategorien von Bildern gut verteilt sind. Also zum Beispiel die Close-ups.

Die Maße des Buches sind 240×240 mm. Ich entschied mich für ein quadratisches Format, weil meiner Meinung nach Hoch- und Querformate zusammen darin am besten Platz finden und wirken können. Als erstes wollte ich das Buch größer anlegen, 290×290 mm. Mein Gedanke war, dass ich noch mehr Freiheit dadurch bekomme und die Bilder, wie Gedanken im Kopf, mit viel Platz herumschwirren können. Bei diesem persönlichen Thema war es dann aber doch die richtige Entscheidung, es kompakter und vertrauter zu gestalten. Auf der Vorderseite des Covers ist mein Gesicht zu sehen. Auf der Rückseite ist mein Hinterkopf abgedruckt. Der Einband soll so vermitteln, dass es sich um den Inhalt meines Kopfes handelt. Um diesen Eindruck zu verstärken und damit der Inhalt freier und losgelöster von der Hülle wirkt, hat das Buch einen offenen Buchrücken.

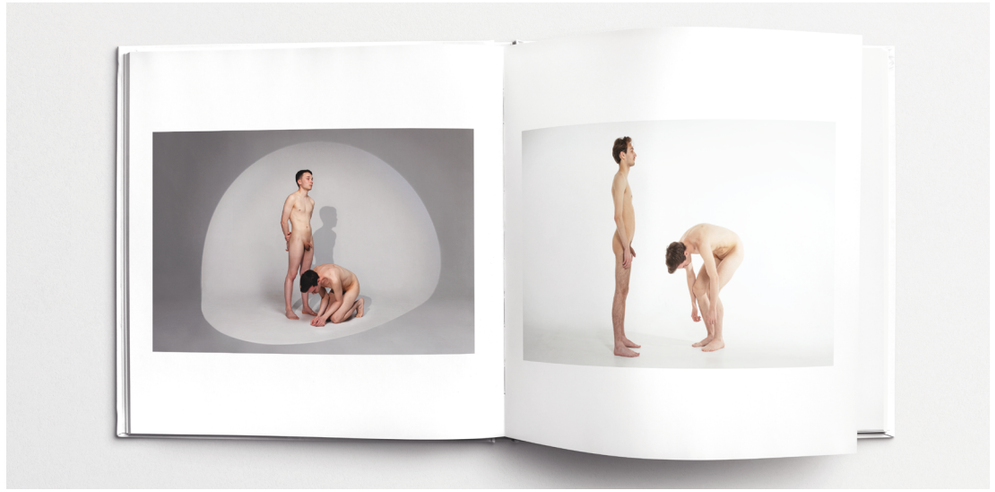




Vorder- und Rückseite des Buchs



Textseite des Buchs



Größte Bildgröße im Querformat



Mittlere Bildgröße im Querformat



Kleinste Bildgröße im Querformat



Größte Bildgröße im Hochformat



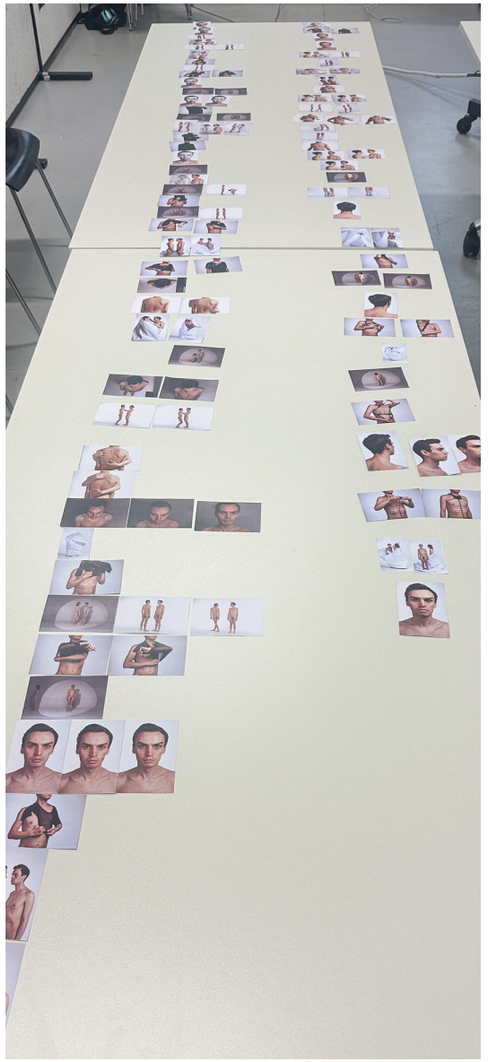
Mittlere Bildgröße im Hochformat



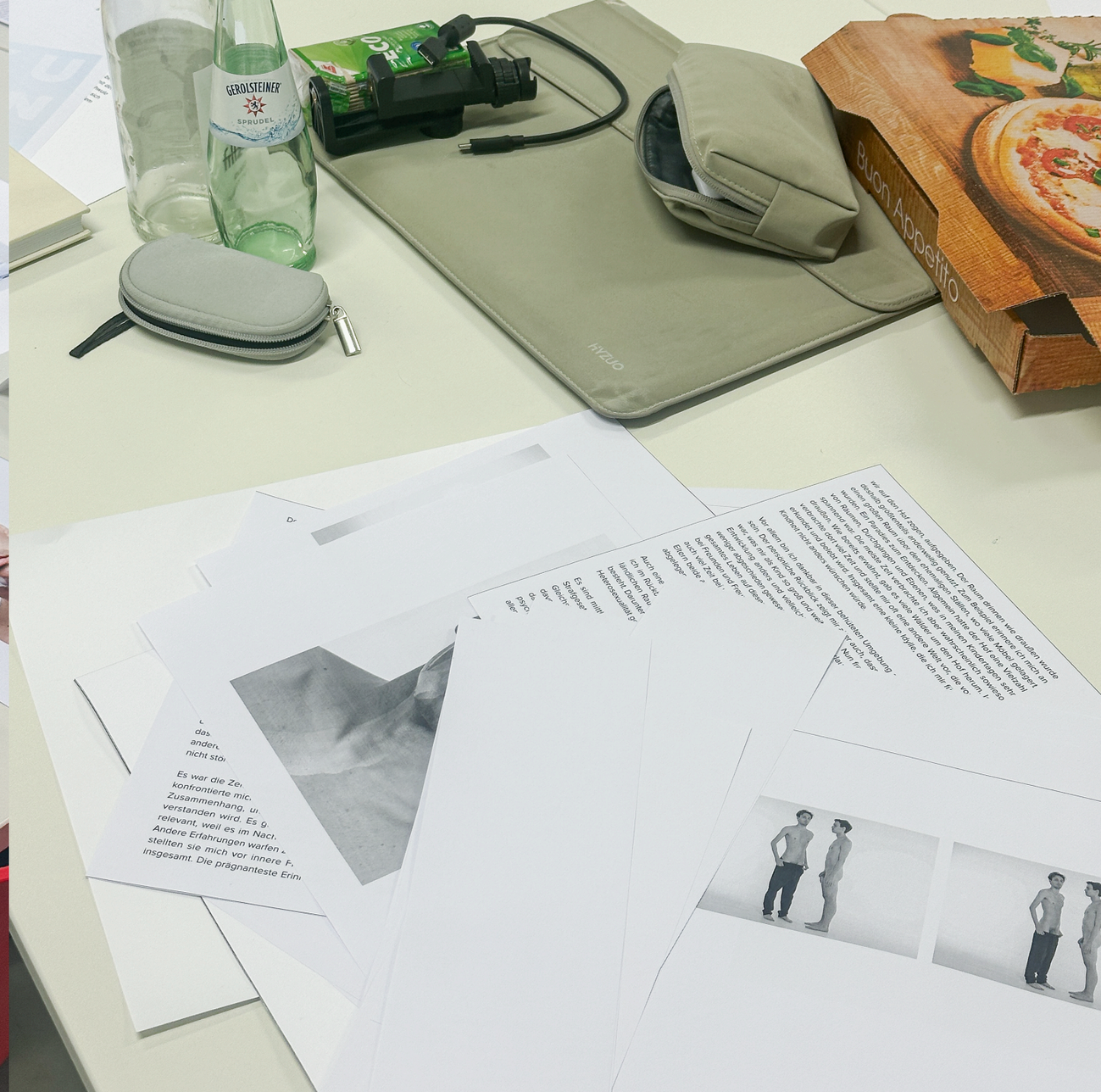
Kleinste Bildgröße im Hochformat










GEROLSTEINER
SPRUDEL
Buon Appetito

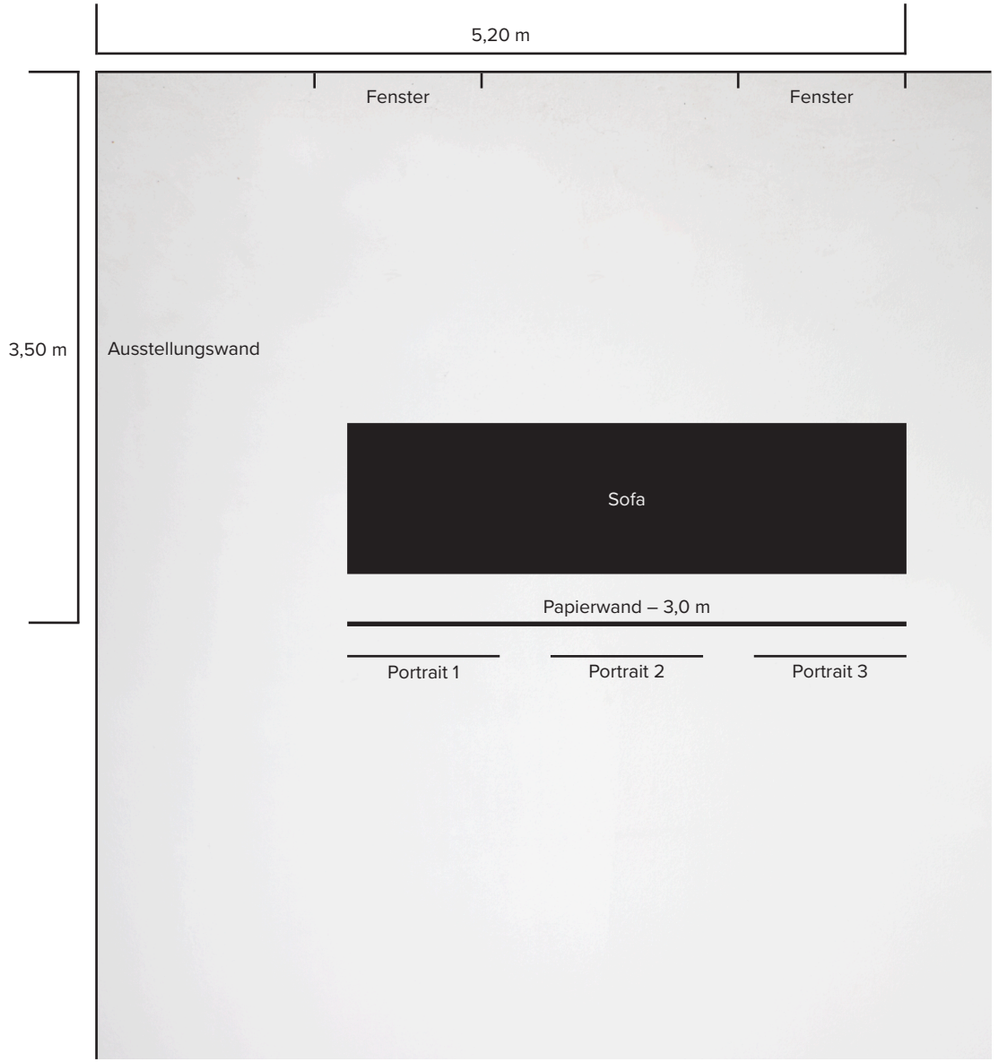
UMSETZUNG

AUSSTELLUNG

Für die Ausstellung überlegte ich, wie ich den Besuchenden die Möglichkeit geben kann, sich länger mit meinem Buch zu beschäftigen. Mein Buch ist durch die 115 Fotografien und dem Text umfangreich. Möchte man es genauer anschauen und sich in den Text einlesen benötigt es also Zeit. Mein Lösungsweg besteht darin, mit weißem Papier einen Teil des Raums abzuhängen. Dadurch entsteht ein geschützter Bereich. In diesem Bereich richte ich eine kleine Sitzecke ein, mit einem Sofa. Vom restlichen Ausstellungsraum ein wenig abgeschirmt, soll dort dann die Möglichkeit gefunden werden, sich mit meinem Buch und mit dieser Dokumentation auseinanderzusetzen. Und das Sofa ist so ausgerichtet, dass der Blick durch die Fenster nach draußen in grüne Baumwipfel schweifen kann. Es soll also generell ein Ort sein, bei dem ein wenig entspannt werden kann.

Vor der anderen Seite des Raumteilers aus Papier hänge ich drei Portraits auf, die jeweils 80×120 cm groß sind. Sie werden das erste sein, was die Besuchenden von meinem Projekt zu sehen bekommen und sollen als Eyecatcher dienen. Die drei Selbstportraits sind eins mit weißer Farbe, ein ungeschminktes und eins mit Beauty-Make-up. Dieses Trio repräsentiert das minderwertige Ich, das grandiose Ich und das belastbare Ich dazwischen. Die Installation mit den drei Portraits und der Papierwand ist drei Meter breit und leicht in die linke Ecke des Ausstellungsraums gerückt. Betrachtet von der Tür aus. Zwischen der temporären Wand und der Zimmerwand besteht ein Durchgang von guten zwei Metern. An der linken Wand, bis zum Durchgang, auf einer Länge von dreieinhalb Metern werden zusätzliche Ausdrucke meiner Serie angebracht. Ich möchte einzelne Sequenzen wie Filmstreifen dafür ausdrucken.




5,20 m
Fenster
Fenster
3,50 m
Ausstellungswand
Sofa
Papierwand – 3,0 m
Portrait 1
Portrait 2
Portrait 3

F A

Z IT



FAZIT

Ich würde gerne hier in diesem Fazit schreiben, dass meine Reise mein Handeln grundlegend veränderte und ich mich nun viel selbstbewusster in der Definition, die ich in meinem Text beschreibe, fühle. Wahrscheinlich benötigt dieser Prozess aber mehr Zeit. Vor allem braucht es mehr Zeit die angehäuften Erinnerungen und Gefühle einzuordnen und zu verarbeiten. Und an dieser Stelle half mir mein Projekt definitiv. Ich erinnere mich, wie leicht und schnell mir die geschriebenen Erinnerungen wieder ins Bewusstsein kamen. Sie waren gefühlt nie richtig weg, sondern im Hintergrund immer präsent. Ich habe mich nie weiter mit diesen auseinandergesetzt, sondern einfach nur zur Seite geschoben. Viele Erfahrungen, habe ich bisher auch nie irgendwem erzählt. Das Aufschreiben dieser war dann, wie es laut auszusprechen. Ich spürte richtig, wie sie sich dadurch lösten. Und damit ein Gefühl der Befreiung verursachten.

Die vielen Stunden vor der Kamera unterstützten diesen Prozess. Es war sehr spannend sich selbst mal zu inszenieren und damit in die riesigen Fußstapfen andere Selbstdarsteller zu treten. Durch meine Recherche zur Geschichte des Selbstportraits, merkte ich nämlich, dass ich mich in einer althergebrachten Disziplin beweise, die über Jahrhunderte immer weitergetragen und praktiziert wurde. Und der Gedanke gefällt mir, diese mit meiner Arbeit *Ich sei Ich* ebenfalls ein klein wenig weiterzubringen. Es ist ein kleiner Schritt für meine Mitmenschen, aber ein großer Schritt für mich. Denn ich entdeckte meinen Körper sozusagen neu, vor allem meine Mimik. Meistens ist es uns ja nicht direkt bewusst, welchen Gesichtsausdruck wir in einem Moment ausdrücken. Nun mit Nuancen, die auch durch Erinnerungen hervorgerufen werden, zu arbeiten, um den gewünschten Ausdruck zu erhalten, war spannend. Und es fiel mir nicht immer leicht, alles an meinem aussehen hinzunehmen. Zum Beispiel retuschiere ich abstehende Haare

ansonsten bei mir immer weg, auch wenn es wahrscheinlich anderen gar nicht auffallen würde. Noch mehr als mein Äußeres, entdeckte ich mein Inneres neu. In Kombination mit der eingearbeiteten Literatur konnte ich zum ersten Mal Zusammenhänge und Ursachen für bestimmte Empfindungen nachvollziehen. Damit meine ich, dass es mir jetzt zum Beispiel bewusster ist, dass das Minderwertigkeitsgefühl die Ursache dafür ist, dass es mir schwerfällt auf andere Leute zuzugehen.

In einer gewissen Weise bin ich durch die Bachelorarbeit *Ich sei Ich* also doch selbstbewusster geworden. In der Hinsicht, dass ich mir über viele Dinge meines Selbst bewusst geworden bin. Dieses Bewusstsein in der Realität in Taten umzusetzen, ist das, was vermutlich noch Zeit braucht. Denn Gefühle wie das Minderwertigkeitsgefühl lassen sich nicht einfach ausschalten. Durch positive Erfahrungen wird die Umsetzung auf Dauer gelingen. Die Literatur, die mit eingeflossen ist, zeigte mir zudem, dass es vielen ähnlich ergeht, beziehungsweise erging. Oft fühlte ich mich allein, als würde mich und meine Gedanken sowieso niemand nachvollziehen können. Weshalb es dann auch meistens nie zu einem Versuch kam mich zu erklären.

Andersherum kann nun mein Buch der betrachtenden Person zeigen, dass es mindestens eine Person gibt, die vielleicht schon mal in einer ähnlichen Situation war. Es besteht die Möglichkeit Halt zu finden und definitiv über das eigene Ich nachzudenken. Damit meine ich nicht nur durch das Lesen des Textes, sondern genauso durch das Betrachten der Fotografien. Die abstrakte Visualisierung öffnet nämlich einen großen Gedankenraum, in dem eigene Erlebnisse und Gedanken hineinprojiziert und reflektiert werden können. *Ich sei Ich* bietet meinen Mitmenschen damit mehr, als nur meine Identität nachzuvollziehen. Nämlich über die eigene Identität und Gefühlswelt klarer zu werden. Meiner Meinung nach ist das wichtig, wie der Psychotherapeut Dr. phil. Kurt Wiesendanger es ebenfalls beschreibt, weil wir in

unserer Gesellschaft uns immer mehr von Gefühlen und Bauchempfindungen entfernen. In unserer schnelllebigen industriellen Welt kommt es darauf an zu funktionieren, wobei Individualität verloren geht. Aber auch zum Beispiel durch soziale Netzwerke orientieren wir uns immer mehr an anderen, die eine angeblich perfekte und erstrebenswerte Individualität leben. Wir verlieren dabei aus den Augen, was uns selbst eigentlich ausmacht und was wir in unserem Leben möchten. Sich über das eigene Selbst bewusst zu werden hilft auch in der Hinsicht, dass dadurch Unsicherheiten in Bezug auf die eigene Identität erkannt werden können. Wie in den vorangegangenen Arbeiten beschrieben, können diese Ursache für Sexismus und Homophobie sein. Das bedeutet schlussendlich, wenn potenzielle Aggressoren die eigene Unsicherheit ihrer Identität erkennen, gesellschaftlich verankerte Probleme, wie eben Homophobie, reduziert werden können.

Insgesamt bin ich mit mir und wie ich das Thema schlussendlich umsetzte, zufrieden. Ich weiß noch, dass es mir anfangs schwerfiel, einen roten Faden zu finden. Die Thematik kann weitläufig sein und zum Beginn fühlte ich mich ein wenig verloren. Es gab zu viele Bereiche, die mich interessierten und die ich verfolgen wollte. Zum Beispiel wollte ich ursprünglich auch queere Geschichte mitaufnehmen. Merkte aber dann, dass das Zusammenspiel aus meinen Gedanken und der Literatur über Selbstfindung keine weitere Komponente gebrauchen kann. Es hätte die Essenz der Arbeit wahrscheinlich nur verwässert. Und formal ist das Buch *Ich sei Ich* mit 188 Seiten bereits jetzt umfangreich. Ich hoffe jedoch durch meine leichte und dezente Gestaltung den Betrachtenden Zugänglichkeit zurückgeben zu können.


A N
HANG

ANHANG

LITERATURVERZEICHNIS

Buchquellen

Fässlacher, Peter:
Die schwule Seele: Wie man wird, wer man ist,
1. Auflage, Wien: Luftschacht Verlag, 2022.

Heinemann, Katja; Linders, Frank; Wels, Marlena; Wulf, Charlotte:
Das Selbstporträt: Das eigene Ich fotografisch in Szene setzen,
1. Auflage, Bonn: Rheinwerk Verlag GmbH, 2021.

Ruppert, Franz:
Liebe, Lust & Trauma: Auf dem Weg zur gesunden sexuellen Identität,
München: Kösel-Verlag, 2019.

Milzner, Georg:
Wir sind überall, nur nicht bei uns: Leben im Zeitalter des Selbstverlusts,
1. Auflage, Weinheim: Verlagsgruppe Beltz, 2017.

Lippmann, Eric:
Identität im Zeitalter des Chamäleons: Flexibel sein und Farbe bekennen,
Göttingen, Bristol: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013.

Wiesendanger, Kurt:
Vertieftes Coming-out: Schwules Selbstbewusstsein jenseits von Hedonismus und Depression, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2005.

Internetquellen

Alleaume, Bastien: Die 8 berühmtesten Selbstporträts der Kunstgeschichte (Stand: 02.07.2024)https://www.artmajeur.com/de/magazine/5-kunstgeschichte/die-8-beruhmtesten-selbstportrats-der-kunstgeschichte/330248.[2021].

Stremmel, K.: Hippolyte Bayards Selbstportrait als Ertrunkener (Stand: 02.07.2024) https://museenkoeln.de/portal/bild-der-woche.aspx?bdw=2010_38.[2010].

Richardt, David: Jürgen Klauke (Stand: 02.07.2024) https://zkm.de/de/person/juergen-klauke.[1997].

Simmons, William J.: Jürgen Klauke: Transformer (Stand: 02.07.2024) https://aperture.org/editorial/jurgen-klauke-transformer/.[2016].

Le Bon, Laurent: Jürgen Klauke. Self Performance (Stand: 02.07.2024) https://www.centrepompidou.fr/en/ressources/oeuvre/cgzzAK4.[2010].

Lesser, Casey: The Self-Portrait: Gender through the Lens of Mapplethorpe (Stand: 02.07.2024) https://www.artsy.net/article/joanne-artman-gallery-self-portrait-gender-lens-mapplethorpe.[2019].

Falconer, Morgan: Robert Mapplethorpe. American Photographer (Stand: 02.07.2024) https://www.theartstory.org/artist/mapplethorpe-robert/.[o.J.]

Fleming, Katherine E.: In Focus: Robert Mapplethorpe (Stand: 02.07.2024) https://www.getty.edu/art/exhibitions/focus_mapplethorpe/ .[o.J.]

Bildquellen

Gozzoli, Benozzo: Zug der Heiligen Drei Könige, in: Wikipedia, 2024, [online] https://de.wikipedia.org/wiki/Benozzo_Gozzoli.

Dürer, Albrecht: Selbstbildnis, in: Wikipedia, 2024, [online] https://de.wikipedia.org/wiki/Albrecht_Dürer.

Cornelius, Robert: Selbstportrait, in: Wikipedia, 2024, [online] https://de.wikipedia.org/wiki/Robert_Cornelius.

Bayard, Hippolyte: Selbstportrait als Ertrunkener, in: Wikipedia, 2024, [online] https://hu.wikipedia.org/wiki/Fájl:Hippolyte_Bayard_-_Drownedman_1840.jpg.

Collier, John: Lilith, in: Wikipedia, 2023, [online] https://de.wikipedia.org/wiki/Lilith_(Gemälde).

Van Gogh, Vincent: Selbstporträt mit dem verbundenen Ohr, in: Artmajeur, 2021, [online] https://www.artmajeur.com/de/magazine/5-kunstgeschichte/die-8-beruhmtesten-selbstportrats-der-kunstgeschichte/330248.

Johnston, Frances Benjamin: Selbstportrait, in: The Huntington, 2023, [online] https://huntington.org/verso/pride-and-practice-frances-b-johnston.

Kahlo, Frida: Selbstportrait mit abgeschnittenem Haar, in: MoMA, 2024, [online] https://www.moma.org/collection/works/78333artist_id=2963&page=1&sov_referrer=artist.

Klauke, Jürgen: Transformer, in: Juergenklauke, 2008, [online] http://www.juergenklauke.de/main/fotografie.html.

Mapplethorpe, Robert: Selbstportrait, in: Artsy, 2019, [online] https://www.artsy.net/article/joanne-artman-gallery-self-portrait-gender-lens-mapplethorpe.

Mapplethorpe, Robert: Selbstportrait, in: Spiegel, 2016, [online] https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/robert-mapplethorpe-just-look-at-the-pictures-wie-ein-kaputter-amor-a-1119771.html.

ANHANG

EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG

FH AACHEN
UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Erklärung

Ich versichere hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst und keine anderen als die im Literaturverzeichnis angegebenen Quellen benutzt habe.

Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus veröffentlichten oder noch nicht veröffentlichten Quellen entnommen sind, sind als solche kenntlich gemacht.

Die Zeichnungen oder Abbildungen in dieser Arbeit sind von mir selbst erstellt worden oder mit einem entsprechenden Quellennachweis versehen.

Diese Arbeit ist in gleicher oder ähnlicher Form noch bei keiner anderen Prüfungsbehörde eingereicht worden.

Aachen, im Juli 2024

P. Herberg

Dokumentation *Ich sei Ich*
Bachelorarbeit Paul Herberg

Erste Ausgabe
Aachen 2024